Das belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

1063stes und 1064stes Bändchen.

Enthält:

Die sieben Todsünden.

VII.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.



Das

belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1063stes und 1064stes Bändchen.

Enthält:

Die sieben Todsünden.

VII.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei
in Cannstatt.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Die
sieben Todsünden,

von

Eugène Sue.

Siebente Abtheilung.

Die Schlemmerei.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zwei Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1852.

Der Doctor Gasterini.

I.

Gegen das Ende des Monats October 18** fand folgende Unterredung im Kloster der heiligen Rosalia zwischen der Superiorin dieses Hauses, Schwester Prudence, und einem gewissen Abbé Ledoux statt, dessen sich die Leser dieser Erzählungen vielleicht erinnern werden.*)

Der Abbé war in das Privatsprachzimmer von Schwester Prudence, einer Frau von ungefähr sechzig Jahren, mit bleichem, ernstem Gesichte und feinem, durchdringendem Auge, eingetreten.

„Nun! mein lieber Abbé," sagte sie, „was für Nachrichten haben Sie von Don Diego? Wann kommt er an?"

„Der Domherr ist angekommen, meine liebe Schwester."

„Mit seiner Nichte?"

„Mit seiner Nichte."

„Gelobt sei Gott! . . . Lassen Sie uns nun den Himmel bitten, daß er unsere Pläne begünstige."

„Gewiß, meine liebe Schwester, bitten wir ihn; aber vor Allem lassen Sie uns vorsichtig spielen, denn die Partie wird nicht leicht zu gewinnen sein."

---

*) Siehe die Hoffart.

„Was sagen Sie?

„Die Wahrheit. Diese Wahrheit habe ich erst heute Morgen erfahren, und ich theile sie Ihnen mit. Wollen Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken."

„Ich höre, mein Theuerster."

„Damit wir uns übrigens besser erinnern, und sehr klar in unseren Angelegenheiten sehen, stellen wir den Stand der Dinge scharf heraus. Der den auswärtigen Missionen beigegebene Pater Benedict, welcher sich gegenwärtig in Cadix befindet, empfahl mir in einem Briefe vor ungefähr zwei Monaten ganz besonders den edlen Don Diego, Domherrn von Alcantara. Er sollte sich in Cadix nach Frankreich mit seiner Nichte Dolores Salcedo einschiffen."

„Sehr gut, mein lieber Bruder."

„Der Pater Benedict fügte bei, er kenne hinreichend den Character und die Neigungen der Senora Dolores Salcedo, um überzeugt zu sein, sie werde sich leicht entschließen, den Schleier zu nehmen, ein Entschluß, der die Billigung von Don Diego, ihrem Oheim, erhalten würde."

„Und da sie die einzige Erbin des reichen Domherrn sein soll, so würde dem Hause, in das sie einträte, das Vermögen, welches ihr eines Tages zufällt, zu Gut kommen."

„Das ist es, meine liebe Schwester. Ich habe auch ganz natürlich für die Senora Dolores an unser Haus der heiligen Rosalia gedacht, und mit Ihnen über diese Pläne gesprochen."

„Und ich bin ihnen beigetreten, denn, da ich einige Uebung, einige Erfahrung in Betreff der jungen Mädchen habe, so darf ich beinahe versichert sein, daß ich, durch die Ueberredung, diese unschuldige Taube vor den Fallen einer verlockenden, verdorbenen Welt beschützen kann, indem ich sie bestimme, in unserem Hause den Schleier zu nehmen. Das ist ein doppelt gutes Werk: ein Mädchen retten und dem Nutzen der Armen

Reichthümer verschaffen, deren Verwendung in anderen Händen schlecht werden könnte; es war nicht zu zögern."

„Allerdings; doch nun, meine liebe Schwester, waltet die Unannehmlichkeit ob, daß die unschuldige Taube einen Geliebten hat."

„Jesus! was sagen Sie, mein Bruder? Welch ein Gräuel! Aber unsere Pläne . . ."

„Ich machte Sie auch darauf aufmerksam, daß wir vorsichtig spielen müssen."

„Und wie sind Sie von diesem Gräuel unterrichtet worden, mein lieber Bruder?"

„Durch den Haushofmeister von Don Diego, der mich in Allem, was er über den Domherrn und seine Nichte erfährt, auf dem Laufenden erhalten soll."

„Diese Mittheilungen sind unerläßlich, mein Bruder, denn sie werden uns in den Stand setzen, mit Kenntniß der Sache und Sicherheit zu handeln. Was hat Ihnen aber der Haushofmeister über diese unglückliche Liebe eröffnet, mein theurer Bruder?"

„Vernehmen Sie, wie die Dinge sich zugetragen haben. Der Domherr und seine Nichte haben sich in Cadix an Bord eines Dreimasters eingeschifft, der von Indien kam und nach Bordeaux auslief. Es gibt aber wahrhaftig oft seltsame Verhängnisse."

„Welche Verhängnisse?"

„Vor Allem hatte der Dreimaster, an dessen Bord der Domherr sich einschiffte, den Namen der Gastronom."

„In der That, ein seltsamer Name für ein Schiff!"

„Weniger seltsam, als er es Anfangs zu sein scheint, meine liebe Schwester; denn dieses Schiff, nachdem es nach Indien Weine von den besten Gewächsen von Bordeaux und vom Süden, Schinken von Bayonne, geräucherte Zungen von Troyes, Pasteten von Amiens und von Straßburg, Thunfisch und Oliven von Mar-

seille, Schweizer Käse, eingemachte Früchte von Touraine und Mantpellier u. s. w., u. s. w., gebracht hatte, kam vom Cap der guten Hoffnung mit einer Ladung Constantia-Weine, Pfeffer, Kari, Zimmet, Ingwer, Gewürznelken, Thee, Eingesalzenem von Hachar und anderen Comestibilien Indiens zurück. Es sollte in Cadix eine große Quantiät spanischer Weine einnehmen, so seine Ladung vervollständigen, und sodann nach Bordeaux zurückkehren."

„Guter Gott! mein Bruder, welche Menge von Weinen, von Victualien! das ist Schauder erregend! Ich begreife nun, daß dieses Schiff der Gastronom genannt wird."

„Und Sie werden sogleich begreifen, warum ich von seltsamen Verhängnissen sprach, und warum es der Domherr Don Diego vorzog, sich eher auf dem Gastronom, als auf jedem andern Fahrzeug einzuschiffen, abgesehen davon, daß die Bestimmung für Bordeaux dem Domherrn außerordentlich gefallen mußte."

„Ich bitte, erklären Sie sich, mein Bruder."

„Zu diesem Ende muß ich Sie vor Allem von dem in Kenntniß setzen, was ich vor meinen geheimen Besprechungen mit dem Haushofmeister des Domherrn selbst nicht wußte: daß nämlich Don Diego einer unerhörten, fabelhaften Schlemmerei fröhnt."

„Oh! mein Bruder, eine gräßliche Sünde!"

„Eine gräßliche Sünde, ja, doch reden wir nicht zu übel von dieser Sünde, meine liebe Schwester, denn durch sie werden wir vielleicht zu unserem lobenswerthen Ziele gelangen und die Partie gewinnen."

„Wie dies, mein Bruder?"

„Ich will es Ihnen sagen. Der Domherr ist mit einer idealen Leckerhaftigkeit begabt. Alle seine Fähigkeiten, alle seine Gedanken sind auf einen einzigen Genuß: die Tafel, concentrirt, und es scheint, in Madrid und in Cadix war sein Tisch wahrhaft wunderbar,

denn ich erinnere mich nun, daß mein Arzt, der Doctor Gasterini . . ."

„Ein abscheulicher Atheist! . . ein Sardanapal!" unterbrach Schwester Prudence den Abbé Ledoux, indem sie die Hände zum Himmel erhob; „ich habe nie begriffen, warum Sie sich von einem solchen Ungläubigen behandeln ließen."

„Ich werde Ihnen das eines Tags sagen, meine liebe Schwester, aber glauben Sie mir, ich weiß, was ich thue. Und überdies ist der Doctor Gasterini, trotz seines hohen Alters, noch der erste Arzt von Paris, wie er auch noch der erste Gourmand der Welt ist. Denn, wie ich Ihnen sagte, meine Schwester, ich erinnere mich nun, von der Tafel eines spanischen Domherrn sprechen gehört zu haben, von einer Tafel, welche nach einer Correspondenz, die der Doctor von Madrid erhalten hat, wahrhaft merkwürdig gewesen sein soll. Ich vermuthete damals entfernt nicht, es handle sich um Don Diego. Das ist übrigens ein alberner und armseliger Mensch, zugänglich für allen lächerlichen Aberglauben des Süden. Nach den Behauptungen des Haushofmeisters wäre es auch leicht, diesem schwelgerischen Domherrn den Teufel in Fleisch und Knochen zu zeigen."

„Einen Augenblick Geduld, mein lieber Bruder: dieser Aberglaube mißfällt mir durchaus nicht bei dem Domherrn."

„Mir auch nicht, meine Schwester; im Gegentheil: er ist mir sehr angenehm. Das ist noch nicht Alles: durch einen Fond von mittelmäßiger Religion täuscht sich der Domherr gar nicht über die Unfläthigkeit der bei ihm vorherrschenden Leidenschaft. Er weiß, daß die Schlemmerei eine von den sieben Todsünden ist, er glaubt, diese Sünde müsse ihn in die Hölle führen, und dennoch hat er nicht den Muth, seinem Laster zu widerstehen: er ißt mit Wollust. Nur, wenn er

keinen Hunger mehr hat, kommt die Stunde der Gewissensbisse."

„Statt der Gewissensbisse müßte der Unglückliche Unverdaulichkeiten haben!" rief Schwester Prudence. „Das würde ihn vielleicht bessern."

„Das ist wahr, meine Schwester, doch es ist nicht so. Nichtsdestoweniger vergeht das Leben des Domherrn damit, daß er genießt und genossen zu haben bereut; mit Hülfe seiner Gewissensbisse und seines Aberglaubens erwartet er zuweilen sogar eine plötzliche und furchtbare himmlische Strafe; kommt aber der Appetit wieder, so kommt mit ihm das Vergessen der Reue, und so ist es lange beim Domherrn gewesen."

„Im Ganzen, mein Bruder, finde ich ihn noch weniger schuldig, als diese Sardanapale, wie Ihr Doctor Gasterini, welche auf eine freche Weise ohne irgend eine Furcht genießen. Der Domherr hat wenigstens das Bewußtsein seiner Sünde: das ist schon etwas."

„Nachdem ich den Character des Domherrn so hervorgehoben habe, werden Sie sich nicht mehr wundern, daß Don Diego, da er, in Cadix anwesend, erfuhr, ein Schiff, genannt der Gastronom, laufe nach Frankreich aus, diese Gelegenheit, sich auf dem so glücklichen benannten Dreimaster einzuschiffen und bei seiner Ankunft in Bordeaux einige Tonnen Wein von den kostbarsten Gewächsen kaufen zu können, mit beiden Händen ergriff."

„Gewiß, ich sehe das ein, mein lieber Bruder."

„Der edle Don Diego ist nun auf dem Gastronom mit seiner Nichte eingeschifft. Man kann sich, sagte mir der Haushofmeister, man kann sich keine Vorstellung von der Menge von Mundvorräthen, von Waaren, von Erfrischungen aller Art machen, mit denen der Domherr das Verdeck dieses Schiffes überladen hat, eine übrigens durch alle Regeln der Schifffahrt verbotene Ueberladung; doch der Commandant des Dreimasters, ein gewisser Kapitän Horace, ein Ungläubiger,

wie es nur einen geben kann, hatte nur zu viele Ursachen, die Disciplin zu vergessen und bemüht zu sein, sich dem Domherrn angenehm zu machen."

„Und diese Ursachen, mein Bruder?"

„Betroffen von der Schönheit der Nichte von Don Diego, als dieser zu ihm kam, um mit ihm über die Bedingungen seiner Fahrt übereinzukommen, bewilligte dieser elende Kapitän, der sich plötzlich in Dolores Salcedo verliebte und die leichten Gelegenheiten der Fahrt zu benützen gedachte, Alles, was Don Diego von ihm verlangte, um sicher zu sein, seine Nichte sich an Bord seines Fahrzeuges einschiffen zu sehen."

„Welche Ruchlosigkeit von Seiten dieses Kapitäns, mein Bruder!"

„Zum Glück hat ihn der Himmel dafür bestraft, und das kann uns retten. Der Domherr und seine Nichte sind also an Bord des mit Mundvorräthen von Don Diego überladenen Gastronom eingeschifft. Kaum war man aus dem Hafen ausgelaufen, da bricht ein furchtbarer Sturm los, und die Sicherheit des Schiffes heischt, daß man, um die Schnelligkeit des Manoeuvre zu erleichtern, nicht nur alle Victualien des Domherrn, sondern auch die Geflügelkäfiche und das für die Nahrung der Passagiere eingeschiffte Vieh ins Meer wirft. Dieser Sturm, der übrigens das Schiff gegen Bordeaux trieb, dauerte so lange und mit einer solchen Wuth fort, daß es beinahe während der ganzen Ueberfahrt unmöglich wurde, an Bord zu kochen, und daß Passagiere, Matrosen, Officiere, Alle genöthigt waren, sich mit trockenem Zwieback und etwas eingesalzenem Fleisch zu begnügen."

„Ah! der unglückliche Domherr! Wie ist es ihm, der so leckerhaft, ergangen?"

„Er wurde wüthend, meine Schwester; denn diese Fahrt hat ihm seinen Appetit gekostet."

„Ah! mein Bruder, das ist der Finger der Vorsehung!"

„Mit einem Worte, mag der Schrecken wegen des Sturmes, mag die lange Entbehrung auserlesener Lebensmittel, mag die abscheuliche Nahrung nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt haben, der Domherr, seitdem er sich vom Gastronom ausgeschifft, hat völlig den Appetit verloren. Das Wenige, was er ißt, um sich das Leben zu fristen, kommt ihm, wie mir der Haushofmeister gesagt hat, fad und bitter vor, so gut es auch bereitet ist, und dabei läßt ihn der Aberglaube in der Fatalität dieser Umstände eine gerechte Strafe des Himmels in Beziehung auf seine unheilbare Gefräßigkeit erblicken. Da aber der Kapitän Horace das Hauptwerkzeug des himmlischen Zornes ist, so hat der Domherr einen Haß gegen diesen Ungläubigen gefaßt, denn er kann nicht vergessen, daß seine Victualien, welche so gut den trockenen Zwieback und den Speck ersetzt hätten, unbarmherzig auf Befehl des Kapitäns über Bord geworfen worden waren. Vergebens versuchte es dieser wiederholt, ihm begreiflich zu machen, die Rettung des Schiffes habe von diesem Opfer und mehreren andern abgehängt: Don Diego ist in seinem Hasse unbeugsam geblieben. Nun denn! meine theure Schwester, sollten Sie glauben, daß, trotz dessen, der Kapitän bei seiner Ankunft in Bordeaux die Frechheit gehabt hat, von Don Diego die Hand seiner Nichte Dolores zu verlangen, wobei er sich darauf stützte, daß diese unglückliche junge Person ihn liebe, und daß sie von ihm geliebt werde? Sie fühlen, meine Schwester, daß zwei Verliebte sich wenig um die schlechte Kost oder um die Stürme bekümmern. Der Ungläubige hatte auch diese Unschuldige bezaubert, behext. Brauche ich Ihnen zu sagen, von welcher Entrüstung, von welcher Wuth Don Diego bei dem Verlangen des Kapitän Horace ergriffen wurde, den er als seinen Todfeind, als den ihm vom himmlischen Zorn zugesandten bösen Genius betrachtet. Der Domherr hat auch Dolores kundgethan, um sie dafür zu bestrafen, daß sie einen solchen

Ruchlosen zu lieben gewagt, werde er sie sogleich bei seiner Ankunft ins Kloster bringen, und sie müsse Nonne werden."

„Bis hierher, mein Bruder, sehe ich nur Glück für unsere Pläne; Alles scheint sie zu unterstützen."

„Ja, meine Schwester, — doch Sie rechnen ohne die Liebe von Dolores und ohne den entschlossenen Charakter dieses verdammten Kapitäns. Er befindet sich in Paris."

„Welche Frechheit!"

„Er ist zu Pferde, Station für Station, dem Wagen des Domherrn, so von Bordeaux bis Paris wie ein Gesandtschaftscourier reitend, gefolgt. Dieser Wüthende muß in der That eine eiserne Constitution haben. Er hielt in den Gasthöfen an, wo Don Diego anhielt, und während dieser ganzen Reise nahmen die Liebäugeleien von Dolores und dem Kapitän ihren Fortgang, trotz der Verbote und der Zornausbrüche von Don Diego. Konnte er diese unglückliche Vernarrte verhindern, aus dem Schlage zu sehen? Konnte er diesen Ungläubigen verhindern, auf der Landstraße neben dem Wagen zu reiten?"

„Eine solche Frechheit ist unglaublich, nicht wahr, mein Bruder?"

„Ich sage Ihnen auch, man muß auf Alles bei einem solchen Rasenden gefaßt sein. Er ist nicht allein; einer von seinen Matrosen, ein wahrer Strauchdieb, hat ihn, hinter ihm reitend und sich auf dem Pferde wie ein Affe auf einem Esel anklammernd, begleitet, wie mir der Haushofmeister sagt. Dieser verteufelte Matrose ist zu Allem fähig, um seinen Kapitän, dem er sehr ergeben, zu unterstützen. Das ist noch nicht Alles. Zwanzigmal während der Reise hat Dolores ihrem Oheim entschlossen erklärt, sie wolle keine Nonne werden, sie wolle den Kapitän Horace heirathen, und dieser würde sie wohl, wenn man sie zwinge, mit seinem Ma-

trosen zu befreien wissen, und müßten sie das Kloster in Brand stecken."

„Welch ein Bandit!" rief Schwester Prudence. „Welch ein abscheulicher Bösewicht!"

„So, meine liebe Schwester, standen gestern die Dinge bei der Ankunft von Don Diego in einer Wohnung, die ich zum Voraus für ihn bestellt hatte. Diesen Morgen ließ er mich bitten, zu ihm zu kommen; ich fand ihn sehr niedergeschlagen und im Bette liegend; er theilte mir mit, es habe sich eine plötzliche Revolution im Geiste seiner Nichte bewerkstelligt; sie scheine jetzt ebenso unterwürfig, ebenso ergeben, als sie Anfangs unbotmäßig gewesen; kurz, sie willige ein, noch heute ins Kloster zu gehen, wenn man es verlange."

„Mein Bruder, mein Bruder, diese Veränderung ist sehr rasch, sehr ungestüm."

„Das ist auch meine Ansicht, meine Schwester. Wenn ich mich nicht irre, verbirgt dieser plötzliche Umschlag eine Falle. Ich habe Ihnen auch gesagt, wir müssen sehr vorsichtig spielen. Es ist allerdings schon viel, daß wir diese unglückliche Vernarrte in unseren Händen haben, aber wir müssen auch an den Feind denken, an diesen abscheulichen Kapitän Horace, der, in Begleitung seines Matrosen, ohne Zweifel beständig um das Haus herumstreicht, wie der räuberische Wolf, von dem die Schrift spricht."

„Quaerens, quem devoret," sagte Schwester Prudence, die sich auf ihre Latinität etwas zu gut that.

„Ganz richtig, meine Schwester, suchend, wen er verschlinge; doch zum Glück: auf einen guten Wolf ein guter Haushund, und wir haben beherzte und verständige Diener. Die größte Wachsamkeit wird innen und besonders außen geboten werden und statthaben. Wir werden bald erfahren, wo dieser ungläubige Kapitän wohnt; er wird keinen Schritt thun, ohne daß ihm einer von unseren Leuten folgt; er wird sehr fein, sehr verwegen sein müssen, um etwas zu versuchen."

„Diese Wachsamkeit scheint mir auch dringend nothwendig, mein Bruder.“

„Nun ist mein Wagen unten, wir wollen zum Domherrn fahren, und in einer Stunde wird seine Nichte hier sein.“

„Um nicht mehr wegzugehen, wenn es dem Himmel gefällt, mein Bruder, denn es handelt sich um das ewige Heil dieser armen Tollen.“

. . . .

Zwei Stunden nach dieser Unterredung trat die Senora Dolores Salcedo wirklich in das Haus der heiligen Rosalia ein.

II.

Wenige Tage nach dem Eintritt der Senora Dolores Salcedo in das Haus der heiligen Rosalia, und als der Tag seinem Ende nahe war, gingen zwei Männer sachte das Boulevard de l'Hopital, einem der ödesten Orte von Paris, entlang.

Der jüngere von diesen zwei Männern schien fünf und zwanzig bis dreißig Jahre alt zu sein. Sein Gesicht war offen und entschlossen, sein Teint sonnverbrannt, seine Gestalt hoch und kräftig, sein Gang entschieden, seine Kleidung einfach und von militärischer Strenge.

Sein Gefährte, der viel kleiner, aber seltsam untersetzt und stark, schien ungefähr fünf und vierzig Jahre zu zählen und bot den Typus des Matrosen, ein Typus, mit dem die Augen der Pariser nun vertraut sind. Ein Hut von Wachstuch von niedriger Form, mit breiter Krämpe, sehr rückwärts gesetzt auf dem dicken Kopfe

dieses Menschen, entblößte seine Stirne, auf der man fünf bis sechs ziemlich lange Pfropfzieher oder Herzhaken bemerkte, während sein übriges Haar sehr glatt geschoren war. (Diese Frisur, genannt à la matelot, war, wenn unsere Erinnerungen getreu sind, im Jahre 1825 sehr beliebt unter dem Schiffsvolk des Hafens von Brest.)

Ein weißes Hemd mit einem roth eingefaßten und auf seine breiten Schultern zurückgeschlagenen Kragen ließ den Stierhals unseres Matrosen sehen, dessen Haut gegerbt war wie ziegelfarbiges Pergament. Eine runde Jacke von blauem Tuch mit Knöpfen, worauf ein Anker gestempelt, und eine weite, um die Hüften durch einen rothen wollenen Gürtel festgehaltene, Hose vervollständigten die Kleidung unseres Mannes. Ein bis an den Hals hinablaufender Backenbart von einem mit Rothgelb nuancirten Braun umrahmte sein viereckiges, zugleich gutmüthiges und entschlossenes Gesicht. Ein oberflächlicher Beobachter hätte glauben können, der linke Backen des Seemanns sei beträchtlich durch einen Fluß angeschwollen, doch bei einer aufmerksameren Prüfung errieth man, eine ungeheure Masse Kautabak verursache diese vorübergehende Geschwulst. Fügen wir endlich bei, daß der Matrose auf seinem Rücken einen Sack trug, dessen Inhalt ziemlich umfangreich zu sein schien.

Diese zwei Männer waren vor hohen, einen Garten umgebenden Mauern angelangt. Man unterschied kaum die Gipfel der Bäume, denn es war beinahe völlig Nacht geworden.

Der junge Mann sagte zu seinem Gefährten, während er stehen blieb, als wollte er sich orientiren:

„Sans-Plume *), höre."

„Was beliebt, Kapitän?" fragte der Mann mit dem Kautabak, auf diesen sonderbaren Beinamen antwortend.

---

*) Ohne Feder.

„Wenn ich nicht irre, ist es hier.“

„Ja, Kapitän, es ist in der Anlände dieser zwei großen Bäume. Da ist die Stelle, wo die Mauer ein wenig beschädigt ist, ich habe es gestern Abend in der Dämmerung bemerkt, als wir den Stein und den Brief aufhoben.“

„Ganz richtig! Vorwärts, behende, mein alter Mastwächter,“ sagte der Kapitän zu seinem Matrosen, indem er ihm mit dem Auge einen der großen Bäume des Boulevard bezeichnete, von dem mehrere starke Aeste weit über die Gartenmauer hingen. „Hoch, Sans-Plume! in Erwartung der Stunde müssen wir sehen, wie wir die Sache ausreeden können.“

„Kapitän, es ist noch ein wenig Dämmerung, und ich erblicke dort einen Menschen, der hierher kommt.“

„So warten wir. Verbirg vor Allem Deinen Sack hinter diesem Baumstamm. Du hast nichts vergessen?“

„Nein, Kapitän, meine ganze Ausreedung ist darin.“

„Komm, laß uns gehen. Dieser Mensch nähert sich; wir dürfen nicht das Ansehen haben, als hätten wir vor dieser Mauer beigelegt.“

„Ah! Kapitän, machen wir Schläge, um ihn irre zu führen.“

Und die zwei Seeleute fingen an, wie es Sans-Plume in seiner malerischen Sprache gesagt hatte, einen Schlag in die Gegenallee zu machen, nachdem der Matrose zu größerer Vorsicht den Sack, den er Anfangs zwischen einem der Bäume des Boulevard und der Mauer verborgen, wieder aufgenommen hatte.

„Sans-Plume,“ sagte der junge Mann, während er ging, „wirst Du wohl den Ort, wo uns der Fiacre erwartet, wiedererkennen?“

„Ja, Kapitän. Aber sagen Sie doch, Kapitän?“

„Was?“

„Dieser Mensch sieht aus, als folgte er uns.“

„Bah!“

„Als bespähte er uns!"

„Ah! Sans-Plume, Du bist ein Narr!"

„Kapitän, drehen wir gegen die linke Seite, und Sie werden sehen."

„Gut!" sagte der Kapitän.

Und von seinem Matrosen gefolgt, verließ er die Gegenallee rechts, schritt über die Chaussee und trat in die linke Gegenallee ein.

„Nun! Kapitän, Sie sehen, dieser Lascars*) schifft in unserem Wasser."

„Es ist wahr, man folgt uns."

„Das begegnet mir nicht zum ersten Mal," sagte Sans-Plume mit einer Nuance von Eitelkeit, indem er halb seinen Mund mit der verkehrten Hand verbarg, um den durch das Kauen seiner ungeheuren Tabaksmasse erzeugten Zuwachs von Speichel auszuschleudern. „Eines Abends, am Senegal, in Goree, wurde ich eine Meile weit, Bagspriet am Hintertheil, verfolgt; auf einem mit Zuckerrohr bepflanzten Felde angelangt . . ."

„Teufel! dieser Mensch folgt uns entschieden!" unterbrach der Kapitän die indiscreten Bekenntnisse seines Matrosen. „Das beunruhigt mich."

„Kapitän, soll ich meinen Sack niederlegen und ihn mit Tabak bestreichen, um diesen Burschen uns wider unseren Willen laviren machen zu lehren?"

„Ein schönes Mittel! Verhalte Dich ruhig und folge mir."

Der Kapitän und sein Matrose schritten abermals über die Chaussée und erreichten die Gegenallee rechts.

„Sehen Sie, Kapitän?" sagte Sans-Plume, „er hat gedreht wie wir."

„Lasse ihn machen . . . und gehen wir gerade aus."

Der Mann, der den zwei Seeleuten folgte, ein großer, kräftiger Bursche in blauer Blouse und eine

---

*) Indische Matrosen. Die Seeleute gebrauchen diese Benennung als Zeichen der Verachtung.

Mütze auf dem Kopf, ging ihnen nur eine kleine Strecke voran, blieb dann stehen und betrachtete die Sterne, denn es war völlig Nacht geworden.

Der Kapitän, nachdem er ein paar Worte leise zu seinem Matrosen gesagt, welcher hinter ihm halb verborgen durch den Stamm eines der großen Bäume des Boulevard blieb, schritt allein dem ärgerlichen Beobachter entgegen und sagte zu ihm:

„Kamerad, es ist heute Abend sehr schönes Wetter.“

„Sehr schön.“

„Sie erwarten Jemand hier?“

„Ja.“

„Ich auch.“

„Ah!“

„Kamerad, haben Sie noch lange zu warten?“

„Wenigstens drei Stunden.“

„Kamerad,“ fuhr der Kapitän, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fort, „wollen Sie das Doppelte von dem verdienen, was man Ihnen dafür gibt, daß Sie mir folgen und mich bespähen?“

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen; ich folge Ihnen nicht, mein Herr, ich bespähe Sie nicht.“

„Doch.“

„Nein.“

„Machen wir ein Ende! ich gebe Ihnen, was Sie wollen, daß Sie Ihres Weges gehen. Hören Sie... ich habe Gold in meiner Tasche,“ sprach der Kapitän.

Und er ließ das Gold klingen, mit dem seine Westentasche gefüllt war, und fügte bei:

„Ich habe hier fünfundzwanzig bis dreißig Louis d'or.“

„Wie?“ versetzte der Aergerliche mit einer seltsam lüsternen Miene, „fünfundzwanzig bis dreißig Louis d'or?“

In diesem Augenblicke schlug die Glocke einer entfernten Kirche halb acht Uhr. Beinahe zu gleicher Zeit wurde ein gutturaler, einem Rufe oder einem Signale ähnlicher Schrei, in der Richtung hörbar, der Anfangs der Mann mit der Blouse gefolgt war, um den zwei

Seeleuten nachzugehen. Der Spion machte eine Bewegung, als hätte er die Bedeutung dieses Schreies begriffen, und schien einen Augenblick unentschieden.

„Halb acht Uhr," sagte der Kapitän zu sich selbst; „dieser Schlingel da ist nicht allein."

Nach dieser Betrachtung hustete er.

Kaum hatte der Kapitän gehustet, als sich der Spion von Einem, der sich ungestüm zwischen seine Beine geworfen, kräftig bei den Knöcheln gepackt fühlte und rückwärts fiel; doch während er fiel, hatte er Zeit, mit einer schallenden Stimme zu rufen:

„Hurtig, Jean lauf nach . . ."

Er konnte nicht vollenden. Sans-Plume, nachdem er ihn niedergeworfen, hatte sich ohne Umstände gesetzt und lastete mit seinem ganzen Gewichte auf der Brust des Spions, den er gewaltig an der Gurgel hielt und so zu sprechen verhinderte.

„Teufel! würge ihn nicht zu sehr!" sagte der Kapitän, während er, niedergekniet, mittelst seines Foulard die zwei Beine des unbescheidenen Neugierigen kräftig zusammenband.

„Den Sack, Kapitän," sprach Sans-Plume, der immer den Spion bei der Gurgel hielt; „den Sack! er ist groß genug, um ihm damit den Kopf und die Arme zu verhüllen; wir wollen ihm denselben fest um die Hüften schnüren, und er wird sich ebenso wenig rühren, als eine Rolle alter Segel."

Gesagt, gethan. In ein paar Secunden war der Neugierige, dem man den Sack wie eine Capuze über den halben Leib gezogen und die Beine zusammengebunden hatte, außer Stande, eine Bewegung zu machen. Sans-Plume hatte die Artigkeit, sein Opfer bis in einen der breiten grünen Gräben fortzuschieben, welche die Bäume trennen, und man hörte auf dieser Seite nur eine wenig unterbrochene Folge von ersticktem Geblöke.

„Es wird im Kloster Lärm gemacht werden! Es hat sieben Uhr geschlagen," sagte der Kapitän zu seinem

Matrosen. „Man muß Alles wagen, oder es ist Alles verloren.“

„Mit zwei bis drei Bewegungen ist die Sache fertig, Kapitän,“ antwortete Sans=Plume, indem er, wie sein Gefährte, gegen die großen Bäume lief, welche über die Mauer hingen, bei der sie zuerst stille gestanden waren.

III.

Während die so eben erzählten Ereignisse gegen halb acht Uhr auf dem Boulevard vorfielen, fand eine andere Scene im Innern des Klostergartens statt.

Schwester Prudence, die Superiorin, und Dolores Salcedo gingen trotz der ziemlich vorgerückten Abendstunde im Garten spazieren.

Sehr brünett und von einem reizenden Antlitz, verband Dolores in sich die seltenen anziehenden Vollkommenheiten der spanischen Schönheit: blauschwarze Haare, welche aufgelöst auf der Erde schleppten; einen matten, durch die Sonne des Süden vergoldeten Teint; große Augen, abwechselnd voll von Feuer oder von feuchtem Schmachten; einen kleinen Mund, so roth wie eine vom Thau benetzte Blüthenknospe des Granatbaumes; zarte und wollüstige Taille. Was das Salero *)

*) Das Wort Salero, von den Spaniern in Beziehung auf die Tournüre der Frauen angewandt, ist beinahe unübersetzbar und bedeutet anlockend, piquant.

ihres Ganges und ihre Tournure betrifft, so müßte man, um sich einen Begriff davon zu machen, die Basquinen der schönen Senoras von Sevilla oder Cadix haben wogen sehen, wenn sie, mit dem Augenstern und mit dem Fächer spielend, langsam an einem schönen Sommerabend auf den Marmorböden ihrer Alamedas auf- und abgehen.

Dolores begleitete also Schwester Prudence. Während sie plauderten und gingen, hatten sich die zwei Frauen der Mauer genähert, vor welcher der Kapitän Horace und sein Matrose Anfangs stehen geblieben waren.

„Sie sehen, meine liebe Tochter,“ sagte die Superiorin zu Dolores, „ich bewillige Ihnen Alles, was Sie wünschen, obgleich die Regel des Hauses das Spazierengehen im Garten nach Einbruch der Nacht verbietet; ich habe eingewilligt, daß wir bis halb acht Uhr hier bleiben, — das heißt, bis zur Stunde des Abendbrodes, welche bald schlagen wird.“

„Ich danke Ihnen, Madame,“ erwiederte Dolores mit einem leicht spanischen Accent und mit einer köstlich klingenden Stimme, „ich fühle, dieser Spaziergang wird mir wohlthun.“

„Sie müssen mich meine Mutter nennen und nicht Madame, meine liebe Tochter; ich habe es Ihnen schon gesagt, das ist der Gebrauch hier.“

„Ich werde mich darnach richten, Madame.“

„Abermals!“

„Es wird mir schwer sein, meine Mutter eine Person zu nennen, welche nicht meine Mutter ist,“ sprach Dolores mit einem Seufzer.

„Ich bin Ihre geistige Mutter, meine liebe Tochter, Ihre Mutter in Gott, wie Sie meine Tochter in Gott sind, sein werden; denn Sie werden uns nicht mehr verlassen, Sie werden auf die trügerischen Freuden einer verkehrten und verdorbenen Welt verzichten;

Sie werden hier einen himmlischen Vorgeschmack des ewigen Friedens haben."

„Ich fange an es zu bemerken, Madame."

„Sie werden im Gebete, im Stillschweigen und in der Sammlung des Geistes leben."

„Ich habe keinen andern Wunsch, Madame."

„Gut, gut, meine liebe Tochter, denn was werden Sie im Ganzen opfern?"

„Oh! nichts, durchaus nichts."

„Ich liebe diese Antwort, meine theure Tochter; sie sind in der That nichts, weniger als nichts, diese schlimmen weltlichen Leidenschaften, die uns nur Qualen verursachen und auf den Weg des Verderbens schleudern."

„Gerechter Himmel! das macht mich beben, wenn ich nur daran denke, Madame."

„Der Herr inspirirt Sie, wenn Sie mir so antworten, meine theure Tochter, und ich bin fest überzeugt, daß Sie nun kaum begreifen, wie Sie diesen ungläubigen Kapitän haben lieben können."

„Das ist wahr, Madame, ich war so wahnsinnig, vom Glück und von den Freuden der Familie zu träumen, so verbrecherisch, daß ich dieses Glück in einer getheilten Liebe zu finden und, wie so viele Andere, eine ergebene Gattin, eine zärtliche Mutter zu werden hoffte; das hieß, wie Sie mir sagten, den Himmel beleidigen. Ich bereue meine gottlosen Wünsche und sehe alles Abscheuliche derselben ein; Sie müssen mir verzeihen, Madame, daß ich in diesem Grade ruchlos und toll gewesen bin."

„Man muß nichts übertreiben, meine liebe Tochter," versetzte Schwester Prudence, betroffen von dem leicht ironischen Ausdruck, mit welchem Dolores diese letzten Worte gesprochen hatte. „Aber," fügte sie bei, als sie bemerkte, welche Richtung das Mädchen nahm, „wozu in diese Allee zurückkehren? Es ist bald die Stunde des Abendbrods; kommen Sie, meine liebe Tochter, gehen wir wieder nach dem Hause."

„Oh! Madame, bemerken Sie nicht den so lieblichen Geruch von jenem Bosquet?"

„Das sind in der That einige Büschel Reseden. Doch kommen Sie; es ist sehr kühl; ich habe nicht Ihre sechzehn Jahre, meine liebe Tochter, und ich befürchte den Schnupfen zu bekommen."

„Ich bitte, einen Augenblick Geduld, damit ich einige von diesen Blumen pflücken kann."

„Ah! man muß Alles thun, was Sie wollen, meine liebe Tochter; ... die Nacht ist hell genug, daß Sie dort, zehn Schritte von hier, die Reseden sehen; pflücken Sie davon und kommen Sie zurück."

Dolores verließ den Arm der Superiorin und wandte sich rasch nach den Blumenbüscheln.

In diesem Augenblick schlug es halb acht Uhr.

„Halb acht Uhr," murmelte Dolores bebend und horchend; „er ist da, er kommt."

„Meine liebe Tochter, die Stunde des Abendbrods hat geschlagen," sprach die Superiorin, während sie der Nichte des Domherrn entgegenging. „Hören Sie die Glocke? Geschwinde! geschwinde! kommen Sie; wir brauchen wenigstens zehn Minuten, um das Haus wieder zu erreichen, denn wir sind im Hintergrunde des Gartens."

„Hier bin ich, Madame," rief Dolores, indem sie zu der Superiorin zurücklief, welche mit süßlichem Tone zu ihr sagte:

„Oh! die kleine Tolle! ... sie läuft wie ein erschrockenes Reh!"

Plötzlich stieß Dolores einen scharfen Schrei aus und fiel auf beide Kniee.

„Großer Gott!" sagte lebhaft die Superiorin, auf das Mädchen zustürzend; „was haben Sie, liebe Tochter? warum dieser Schrei? warum knieen Sie so?"

„Ah! Madame!"

„Was ist es denn?"

„Welcher Schmerz!"

„Wo dies?"

„Am Fuße, Madame; ich werde mich verrenkt haben. Oh! wie leide ich, mein Gott! wie leide ich!"

„Suchen Sie aufzustehen, meine Tochter," sagte die Superiorin, die sich Dolores mit einem unbestimmten Mißtrauen näherte, denn diese Verrenkung dünkte ihr sonderbar. „Hier ist mein Arm, stützen Sie sich auf mich, kommen Sie."

„Oh! unmöglich, Madame, ich wäre nicht im Stande, eine Bewegung zu machen."

„Versuchen Sie es wenigstens."

„Das will ich wohl," sagte Dolores.

Und sie machte Miene, als wollte sie sich aufrecht halten, aber sie fiel wieder auf die Kniee und gab abermals einen scharfen Schrei von sich, der jenseits der Gartenmauer gehört werden mußte.

Dann sagte Dolores seufzend:

„Sie sehen, Madame, es ist mir unmöglich, mich zu rühren; ich bitte, kehren Sie nach dem Hause zurück und befehlen Sie, daß man mich mit einem Stuhle oder einer Sänfte abholt. Oh! wie leide ich! mein Gott! wie leide ich! Haben Sie Mitleid, Madame, kehren sie rasch nach dem Hause zurück, es ist so weit! ich werde mich nie bis dorthin schleppen können."

„Mein Fräulein," rief die Superiorin, „ich lasse mich nicht von Ihnen bethören! Sie haben sich ebenso wenig verrenkt, als ich: das ist eine abscheuliche Lüge! Sie wollen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, mich entfernen und allein im Garten bleiben. Ah! Sie machen, daß ich meine Nachgiebigkeit sehr bereue."

Das leichte Geräusch einiger Kieselsteine, welche durch die Zweige der Bäume fielen, erregte die Aufmerksamkeit der Superiorin und von Dolores. Da erhob sich diese behende und strahlend und rief:

„Er ist da!"

„Von wem sprechen Sie, Unglückliche?"

„Vom Kapitän Horace," antwortete Dolores, in-

dem sie einen spöttischen halben Knix machte. „Er kommt, um mich zu entführen.“

„Welche Verwegenheit! Oh! Sie glauben, daß wider meinen Willen ...“

„Wir sind im Hintergrunde des Gartens, Madame; schreien Sie, rufen Sie, man wird Sie nicht hören.“

„Oh! entsetzlicher Verrath!“ rief die Superiorin, „das ist ja unmöglich! die Männer von der Runde mußten das Boulevard seit Einbruch der Nacht nicht verlassen.“

„Horatio!“ rief Dolores mit klarer, silberner Stimme, „mein Horatio!“

„Schamlose!“ schrie Schwester Prudence in Verzweiflung, indem sie einige hastige Schritte machte, um Dolores am Arm zu packen. Aber behende wie eine Gazelle, war die Spanierin mit zwei Sprüngen außer dem Bereiche der Superiorin, deren durch das Alter steif gewordene Glieder sich gegen jede gymnastische Uebung sträubten; schon erstickt, rief sie auch:

„Oh! diese elenden Männer von der Runde! sie werden nicht gewacht haben! Würde ich nun auch schreien, man könnte mich vom Kloster aus nicht hören! Dahin laufen heißt diese Unglückliche allein lassen! Ah! ich sehe zu spät ein, warum die Schlange unsern Spaziergang so sehr verlängert hat.“

„Horatio!“ rief abermals Dolores, welche sich immer in der Entfernung von der Superiorin hielt, „mein lieber Horatio!“

„Laß nieder,“ antwortete eine männliche, vibrirende Stimme, welche vom Himmel zu kommen schien.

Diese himmlische Stimme war keine andere, als die des Kapitän Horace, welcher seinem getreuen Sans-Plume Befehl gab, etwas niederzulassen.

Trotz der Verschiedenheit der Gemüthsbewegungen, von denen sie ergriffen waren, schlugen die Superiorin

und Dolores gleichzeitig die Augen auf, als sie den Kapitän Horace hörten.

Erinnern wir aber an die Disposition der Oertlichkeit, um das Wunder zu erklären, welches sich den Blicken der Klausnerinnen offenbaren sollte.

Zwei der dicksten Aeste der Bäume des Boulevard liefen bis jenseits der Kappe der Mauer des Klostergartens aus. Die Nacht war hell genug, daß Dolores und die Superiorin bald langsam, von Stricken gehalten, eine indische Hängematte sich herabsenken sahen, in deren Tiefe der Kapitän Horace ausgestreckt lag, während er Dolores einen Hagel von Küssen zusandte.

Als die Hängematte noch zwei Fuß von der Erde entfernt war, rief der Kapitän:

„Stop!"

Die Hängematte blieb unbeweglich. Der Kapitän sprang heraus und sagte zu dem Mädchen:

„Geschwinde, wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Theure Dolores, steigen Sie in diese Hängematte und haben Sie nicht bange."

„Sie werden mich eher tödten, Ruchloser!" rief die Superiorin. Und sie warf sich auf das Mädchen, umschlang es mit ihren Armen und schrie: „Zu Hülfe! zu Hülfe!"

In diesem Augenblicke sah man in der Ferne, ganz in der Tiefe des Gartens, Lichter hin und her gehen.

„Dort sind endlich Leute," rief die Aebtissin, ihr Geschrei verdoppelnd: „Zu Hülfe! zu Hülfe."

„Madame," sagte der Kapitän, „lassen Sie sogleich Dolores los!"

Und, obwohl ungern Gewalt anwendend, befreite er das Mädchen von der hartnäckigen Umschlingung der Superiorin und hielt diese fest, während Dolores in die Hängematte sprang. Als sie der Kapitän darin sitzen sah, rief er:

„Ohe! hiß!"

Und die Hängematte fing an sich ziemlich rasch zu erheben, so leicht war das Gewicht des Mädchens.

Wüthend bei dem Gedanken, die Hülfe, welche ihr zukam, werde vielleicht zu spät kommen, denn die Lichter näherten sich in der That, waren aber noch sehr fern, verdoppelte Schwester Prudence ihr Geschrei und wollte sich auf die Hängematte werfen, um sie zurückzuhalten. Doch der Kapitän nahm vertraulich den Arm der Superiorin unter den seinigen und lähmte so alle ihre Bewegungen, obgleich sie sich zerarbeitete, um ihren Arm aus diesem Schraubstock zurückzuziehen.

„Dolores," sprach dann der Kapitän zu dem Mädchen, das immer weiter aufstieg, „haben Sie nicht bange. Sind Sie auf den großen Aesten angekommen, so geben Sie ohne Furcht der Bewegung nach, welche die Hängematte über die Mauer hinausziehen wird: Sans-Plume ist auf der andern Seite und wacht über Allem. Sagen Sie ihm, sobald sie auf der Erde sind, er soll mir das Seil mit Knoten zuwerfen und es außen wohl halten."

„Ja, mein Horatio," antwortete die Stimme von Dolores, welche schon acht bis zehn Fuß über dem Boden erhaben war. „Seien Sie ruhig, unsere Liebe wird meinen Muth verdoppeln."

Und die Lacherin neigte sich aus der Hängematte und fügte heiter bei:

„Gute Nacht, Schwester Prudence, gute Nacht!"

„Du wirst verdammt, verflucht sein!" rief die Superiorin. „Doch Sie, Elender, Sie werden mir nicht entkommen!" schrie sie, indem sie sich mit einem krampfhaften, verzweifelten Zorn am Arme des Kapitäns anklammerte. „Man naht, man wird Sie festnehmen."

Die Lichter wurden in der That schon immer mehr sichtbar, und man hörte in der Ferne das noch bedeckte Geschrei von Leuten, welche: „Schwester Prudence! Schwester Prudence!" riefen.

Die Ankunft dieser Hülfe verdoppelte die Kräfte

der immer am Arme von Horace angeklammerten Superiorin; sie fing an dem Seemann ziemlich beschwerlich zu werden: er konnte sich nicht entschließen, dieser betagten Frau Gewalt anzuthun, um ihrem Drucke zu entgehen. Die Lichter, die Rufe kamen indessen immer näher, und ohne Zweifel beschäftigt, die Herabsteigung von Dolores jenseits der Mauer zu sichern, hatte Sans-Plüme das Knotenseil, das einzige Fluchtmittel des Seemanns, noch nicht geworfen.

Der Kapitän, der sich um jeden Preis der Superiorin ohne Brutalität entledigen wollte, sagte auch zu ihr:

„Ich bitte Sie, Madame, lassen Sie mich los."

„Nein, Ruchloser! Zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Dann verzeihen Sie mir, Sie nöthigen mich dazu: ich werde mit Ihnen einen höllischen Walzer, eine wüthende Polka tanzen."

„Eine Polka! ich! . . . Sie würden es wagen?"

„Auf, Madame, da es durchaus sein muß, und im Takte . . . nach der Melodie des Tra, la, la."

Und die Wirkung mit den Worten verbindend, schlang der muntere Kapitän den Arm, den er frei hatte, um den knochigen Leib von Schwester Prudence, hob sie auf, stimmte seinen Refrain an und begann sie mit einer so Schwindel erregenden Schnelligkeit pirouettiren zu lassen, daß sie nach einigen Secunden, betäubt, erstickt, nur noch abgebrochene Sylben aussprach:

„Oh! zu . . . zu . . . Hül . . . Hül . . . fe! . . . Ah! E . . . len . . . der! . . . ich erstic̈ke! . . . Ich . . . kann . . . nicht . . . mehr. . . . Zu . . . Hül . . . fe!"

Und bald gelähmt durch die raschen Drehungen, fühlte Schwester Prudence ihre Beine schwach werden. Der Kapitän sah sie zwischen seinen Armen zusammensinken und hatte nur noch Zeit, sie weich auf den grünen Rasen, vernichtet, ohne Stimme und ohne Athem, niederzulegen.

„Ohe!" rief in diesem Augenblick Sans-Plume

von der andern Seite der Mauer, während er über die Kappe ein langes Seil mit Knoten schleuderte.

„Teufel! es ist Zeit!“ sagte der Kapitän, auf das Seil zulaufend, denn die Lichter und die Leute, welche sie trugen, waren nur noch fünfzig Schritte entfernt.

Mit Heugabeln oder mit Flinten bewaffnet, hörten die zuerst Eintreffenden das erstickte Geschrei der Superiorin; wieder ein wenig zu sich gekommen, deutete sie auf die Mauer und murmelte:

„Dort, er entflieht.“

Durch die Geberde der Superiorin geleitet, erblickte einer von den mit einer Flinte bewaffneten Männern den Kapitän, welcher mit seiner Seemannsbehendigkeit beinahe den Kamm der Mauer erreicht hatte.

Der Mann mit der Flinte legte an, schoß und fehlte.

„Du, Du!“ rief er einem andern wie er bewaffneten Mann zu: „schieße, er steht nun auf der Mauerkappe, um die Baumäste zu erreichen.“

Ein zweiter Schuß knallte in dem Augenblick, wo der Kapitän Horace, rittlings auf einem der nach dem Innern des Gartens vorspringenden Aeste sitzend, gegen den Baumstamm zurückte, mit dessen Hülfe er nach außen hinabsteigen sollte. Kaum war der Schuß gethan, als der Kapitän auffuhr und eine Secunde anhielt. Doch er verschwand nichtsdestoweniger im Dickicht der Zweige.

„Lauft! lauft hinaus!“ rief Schwester Prudence mit einer keuchenden Stimme; „es wird vielleicht noch Zeit sein, ihn festzunehmen.“

Die Befehle der Superiorin wurden vollzogen, als man aber auf das äußere Boulevard kam, waren Dolores, der Kapitän und Sans-Plume verschwunden; man fand nur die Hängematte, welche einige Schritte von dem Spion lag, der, immer noch in seinen Sack gehüllt, in der Tiefe des Grabens dumpf blökte.

IV.

Acht Tage nach der Entführung von Dolores Salcedo durch den Kapitän Horace erhielt der Abbé Ledoux, der bettlägerig war, einen Besuch von seinem Arzte.

Der Kranke, welcher in einem weichen Bette im Hintergrunde eines Alcoven einer bequemen Wohnung lag, hatte immer das fette, blühende Gesicht; sein dreifaches Kinn ging bis auf den Kragen eines feinen Hemdes von holländischer Leinwand herab, und der Purpurglanz der Gesichtshaut des heiligen Mannes contrastirte mit der unbefleckten Weiße seiner, nach der alten Mode, von einem orangefarbigen Bande umschlossenen, baumwollenen Mütze. Trotz dieses Anscheins einer erfreulichen Gesundheit, stieß der Abbé, der den Kopf mit einer schmerzlichen Miene auf sein Ohrkissen stützte, von Zeit zu Zeit klägliche Seufzer aus, während seine kurze Hand seinem Arzte, der ihm mit großem Ernste den Puls fühlte, überlassen war.

Der Doctor Gasterini, obgleich er fünf und sechzig Jahre zurückgelegt hatte, schien nicht sechzig alt zu sein. Gerade und hoch gewachsen, hager und nervig, mit klarem Teint und hochrothen Lippen, ließ der Doctor, wenn er mit seiner feinen spöttischen Miene lächelte, zwei und dreißig tadellos weiße Zähne erblicken, welche mit der Glätte des Elfenbeins die schneidende Härte des Stahls zu verbinden schienen; ein Wald von weißen, natürlich gelockten Haaren umgab das liebenswürdige und geistreiche Gesicht des Doctors; immer schwarz mit einer gewissen Coquetterie gekleidet, war er der Ueberlieferung der kurzen Hose von Seidenstoff, den Schuhen mit goldenen Schnallen und den seidenen Strümpfen, welche sein nerviges Bein hervorhoben, treu geblieben.

Der Doctor Gasterini hielt also auf eine zarte Weise zwischen seinem Daumen und seinem Zeigefinger (um deren rosige, glatte Nägel ihn eine junge Frau beneidet haben würde), das Handgelenk seines Kunden, welcher andächtig auf die Entscheidung seines Arztes wartete.

„Mein lieber Abbé,“ sagte der Doctor, „Sie sind durchaus nicht krank.“

„Aber, Doctor. . . .“

„Sie haben eine geschmeidige, frische Haut und fünf und sechzig Pulsschläge in der Minute; man kann sich unmöglich in besseren Gesundheitsumständen befinden.“

„Aber ich sage Ihnen noch einmal, Doctor, ich . . .“

„Aber ich wiederhole Ihnen, Abbé, Sie sind nicht krank! Ich verstehe mich wohl darauf!“

„Und ich sage Ihnen, daß ich heute Nacht kein Auge zugethan habe. Frau Siboulet, meine Haushälterin, ist beständig auf den Beinen gewesen; sie hat mir mehrere Male Tropfen von den guten Schwestern gegeben.“

„Teufel!“

„Orangenblüthe destillirt im heiligen Herzen.“

„Pest!“

„Ja, Doctor, Sie haben gut lachen . . . leider haben mir diese Mittel keine Erleichterung verschafft. Ich mußte mich die ganze Nacht in meinem Bette hin und her drehen. Ach! ach! ich fühle mich nicht wohl; ich empfinde eine Aufregung, ein unerträgliche Unbehaglichkeit.“

„Mein lieber Abbé, Sie haben vielleicht gestern Abend irgend eine Widerwärtigkeit, einen Widerspruch erlitten, und da Sie sehr starrköpfig, sehr hochmüthig, sehr grollsüchtig sind . . .“

„Ich?“

„Sie.“

„Doctor, ich versichere Sie . . .“

„Diese Widerwärtigkeit, sage ich, wird Sie in eine

teuflische Laune versetzt haben; ich kenne aber kein Mittel gegen den zurückgetretenen Aerger. Doch krank oder unpäßlich sind Sie nicht im Geringsten, mein würdiger Abbé."

„Warum hätte ich Sie dann gebeten, diesen Morgen zu mir zu kommen?"

„Sie müssen das besser wissen, als ich, mein lieber Abbé; ich vermuthe indessen das verborgene Motiv, welches Sie mein Kommen hat wünschen lassen."

„Das ist ein wenig stark."

„Nein, nicht sehr stark, denn wir sind alte Bekannte, und ich kenne Ihre Streiche."

„Meine Streiche?"

„Sie machen manchmal vortreffliche. Doch um auf unsere Angelegenheit zurückzukommen, — ich glaube, daß Sie mich unter dem Vorwande einer Krankheit, welche nicht existirt, haben bitten lassen, um von mir unmittelbar oder mittelbar etwas zu erfahren, was Sie interessirt."

„Ah! Doctor, das ist ein schlechter Spaß!"

„Hören Sie, Abbé, ich bin in meiner Jugend Arzt des Herzogs von Otranto gewesen, als er Polizeiminister war. Er erfreute sich, wie Sie, einer vortrefflichen Gesundheit; dennoch verging beinahe kein Tag, ohne daß er meinen Besuch verlangte. Ich war damals naiv, und obgleich sich mir meine Laufbahn gut eröffnet hatte, bedurfte ich noch der Protectoren; wenn mir nun auch meine Besuche bei der Excellenz von der Polizei sehr unnöthig schienen, so begab ich mich doch jeden Tag beharrlich zu ihr in ihrer Ankleidestunde, und wir plauderten. Der Herr Herzog hatte die Unannehmlichkeit, sehr fragesüchtig zu sein, und da ich durch mein Gewerbe mit Personen von allen Ständen in Verbindung stand, so richtete diese treuherzige Excellenz über meine Kunden eine Menge Fragen an mich mit einer reizenden Leutseligkeit; ich, ich antwortete darauf in aller Aufrichtigkeit meiner Seele. Eines Tages kam ich zum

Minister beim Ende seiner Toilette, in dem Augenblick, wo ein Barbiergeselle, der unsauberste Bursche, den ich gesehen, ihn vollends rasirte. „„Herr Herzog,““ sagte ich zu Seiner Excellenz, als der Barbier weggegangen war, „„wie kommt es, daß Sie, statt sich von einem Ihrer Kammerdiener rasiren zu lassen, die Dienste dieser abscheulichen Barbiergesellen vorziehen, die ich Sie gleichsam alle vierzehn Tage wechseln sehe?““ „„Mein Lieber,““ antwortete mir der Herzog mit vertraulichem Tone, „„Sie können sich nicht vorstellen, was man über alle Arten von Leuten und Dingen erfährt, wenn man diese Bursche schwatzen zu machen weiß.““ War dieses Geständniß eine Zerstreutheit, eine Unbesonnenheit des großen Polizeimannes, oder hielt er mich für einfältig genug, daß ich das Gewicht seiner Worte nicht begreife? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß dieses Geständniß mich über den wahren Zweck aufklärte, den Seine Excellenz im Auge hatte, wenn sie mich so gutmüthig jeden Morgen plaudern machte. Ich antwortete auch von da an mit großer Vorsicht auf die Fragen des feinen Ministers, welcher so gut die vortreffliche Maxime: „„Die besten Spione sind diejenigen, welche es sind, ohne es zu wissen,““ in Ausübung brachte.“

„Die Anekdote ist piquant, wie alle die, welche Sie erzählen, mein lieber Doctor,“ erwiederte der Abbé mit einem verborgenen Aerger; „doch ich schwöre Ihnen, daß Ihre Anspielung ganz falsch ist, und daß ich sehr krank bin.“

„Noch vierzig Jahre einer solchen Krankheit, mein lieber Abbé, und Sie werden hundertjährig,“ sagte der Doctor, während er aufstand und weg zugehen sich anschickte.

„Oh! welch ein Mensch! welch ein Mensch!“ rief der Abbé. „Aber, hören Sie doch, Doctor! Sind Sie denn ein Eisenherz? Man verläßt nicht so einen armen Kranken! bewilligen Sie mir fünf Minuten!“

„Es sei; plaudern wir, wenn Sie wollen, mein lieber Abbé: ich habe eine Viertelstunde zu Ihrer Ver-

fügung; Sie sind ein Mann von Geist, ich kann die Dauer dieses Besuches nicht besser anwenden."

„Ah! Doctor, Sie sind grausam."

„Wenn Sie einen gefälligeren Arzt wollen, so wenden Sie sich an einige von meinen Collegen; Sie werden sie eifrig finden, den berühmten Prediger Abbé Ledoux, den Gewissensrath, welcher im Foubourg Saint-Germain am meisten in der Mode ist, zu behandeln; denn, trotz der Republik oder gerade wegen der Republik gibt es mehr als je einen Faubourg Saint-Germain, und unter allen Regierungen ist die Protection des Abbé Ledoux eine tüchtige Protection."

„Nein, Doctor, nein, ich will keinen andern Arzt als Sie, erschrecklicher Mann, der Sie sind. Und sehen Sie, welches Vertrauen Sie mir einflößen! mir scheint, schon Ihre Gegenwart allein hat mir wohlgethan, beruhigt mich."

„Dieser arme, liebe Abbé! welches Vertrauen! das ist rührend! das beweist wohl, daß nur der Glaube hilft."

„Sprechen Sie nicht vom Glauben!" rief der Abbé mit einem spaßhaft affectirten Zorn, „schweigen Sie, Heide, Materialist, Atheist, Republikaner! denn Sie sind das, Sie sind es immer gewesen, unter allen Umständen!"

„Ho! ho! Abbé, das sind sehr starke Worte!"

„Sie verdienen sie, abscheulicher Mensch! Sie werden verdammt, hören Sie? erzverdammt sein!"

„Gott wolle es, damit wir uns eines Tages wiederfinden, mein armer Abbé."

„Ich, verdammt?"

„He! he!"

„Ueberlasse ich mich, wie Sie, der Brutalität aller meiner Begierden? Ah! Sie sind wie ein Sardanapal."

„Schmeichler! ... doch das ist Ihre Manier! Sie werfen einem alten Lovelace die Abscheulichkeiten vor, deren er sich gern noch möchte schuldig machen können.

und Sie wissen, daß dem nicht so ist; aber gleichviel, Ihre Vorwürfe entzücken ihn, machen ihn ganz aufgeräumt: dann gesteht er Ihnen auf eine köstliche Weise alle Arten von Sünden, für die er leider unfähig ist, der arme Mann, und Sie haben das Ansehen, als gäben Sie so einen letzten Vorwand für seine ohnmächtige Geckenhaftigkeit."

„Pfui! pfui! Doctor, die Schlange hatte nicht mehr Bosheit, als Sie."

„Dem abgelebten Ehrgeizigen, dem unvermögenden Staatsmann werfen Sie nicht minder wüthend seine lichtscheuen Schliche und Ränke, um die politische Welt, Europa vielleicht, umzustürzen, vor. Mit welcher Salbung genießt auch der arme Mann Ihre Vorwürfe! Alle Welt floh ihn wie eine Pest, wenn er den Mund öffnete, um seine Politik abermals zu wiederholen: welches Glück also für ihn, Ihnen seine macchiavellistischen Projecte in Beziehung auf die Geschicke Europas lang und breit auseinandersetzen zu können und so einen geduldigen Zuhörer für die Insanitäten seines Alters zu finden!"

„Ja, ja, scherzen Sie, spotten Sie, ruchloser Doctor! Sie wollen sich betäuben, indem Sie die Andern verleumden."

„Hören Sie, Abbé, stellen wir eine Gewissensprüfung an. Unsere Rollen werden verkehrt sein; ich, der Arzt des Körpers, will von Ihnen, dem Seelenarzte, eine Consultation verlangen."

„Und Sie wären dieser Consultation sehr bedürftig."

„Was werfen Sie mir vor, Abbé?"

„Sie sind ein Schlemmer wie Vitellius, Lucullus, der Prinz von Soubise, Talleyrand, d'Aigrefeuille, Cambacérès und Brillat-Savarin mit einander."

„Immer Schmeichler! Sie werfen mir meine einzige hohe und große Eigenschaft vor."

„Ah! Doctor, halten Sie mich mit Ihren Possen für eine Auster?"

„Sie für eine Auster halten? Seht den Eitlen! Leider kann ich die für Sie so schmeichelhafte Vergleichung nicht machen, Abbé: das wäre eine Ketzerei, ein Anachronismus; die grünen Austern, (von den andern nimmt man an, daß sie nicht existiren), die Austern geben erst gegen die Mitte des Novembers das Recht, von ihnen zu sprechen, und so weit sind wir nicht."

„Doctor, das mag sehr geistreich sein, überzeugt mich aber nicht, daß die Schlemmerei je, weder bei Ihnen, noch bei irgend Jemand, eine gute Eigenschaft sein kann."

„Ich werde Sie überzeugen."

„Sie?"

„Ich, mein lieber Abbé."

„Das ist ein wenig stark. Und wie?"

„Bewilligen Sie mir Ihren Abend am 20. November, und ich werde Ihnen beweisen, daß ..." Doch sich unterbrechend, fügte der Doctor bei: „Ah! mein lieber Abbé, was haben Sie denn unablässig nach jener Thüre zu schauen?"

So unversehens gepackt, erröthete der fromme Mann bis über die Ohren, denn mehrere Male hatte er den Doctor zerstreut angehört und die Augen mit Ungeduld nach der Thüre gewandt, als ob eine erwartete Person nicht käme; sobald aber diese erste Bewegung der Ueberraschung vorüber war, gewann der Abbé rasch wieder seine Fassung und fragte:

„Von welcher Thüre sprechen Sie, Doctor? Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen."

„Ich sage, Sie schauen häufig nach jener Seite, als ob Sie auf eine glückliche Erscheinung rechneten."

„Nur Sie in der ganzen Welt haben solche Ideen, lieber Doctor. Ich hatte mich ganz Ihrer sophistischen, aber geistreichen Conversation hingegeben."

„Ah! Abbé! Abbé! Sie überhäufen mich mit Artigkeiten."

„Mit einem Wort, Doctor, Sie wollen mir beweisen, daß die Schlemmerei eine edle, erhabene Leidenschaft ist, nicht wahr?"

„Erhaben, das ist das richtige Wort, Abbé. Erhaben, wenn nicht durch sich selbst, doch wenigstens durch die Folgen, die sie haben kann, besonders im Interesse des Ackerbaus und des Handels."

„Oh! Doctor, das ist ein Paroboxon."

„Das ist kein Paroboxon, das ist eine Thatsache, ja eine Thatsache, und wenn es Ihnen positiv, mathematisch, praktisch ökonomisch dargethan ist, was werden Sie zu antworten haben? Werden Sie noch zweifeln?"

„Ich werde zweifeln, oder ich werde vielmehr weniger als je diese Abscheulichkeit glauben."

„Wie! trotz der Augenscheinlichkeit?"

„Wegen der Augenscheinlichkeit, wenn diese Augenscheinlichkeit je existiren kann; denn gerade mittelst dieser vorgeblichen Augenscheinlichkeiten, dieser treulosen Anscheine stellt uns der böse Geist die gefährlichsten Fallen."

„Ah! Abbé, was Teufels, ich bin kein Seminarist, den Sie den Ueberschlag zu nehmen vorbereiten. Sie sind ein Mann von Geist und von Wissen. Wenn ich vernünftig mit Ihnen rede, reden Sie auch vernünftig mit mir, und sprechen Sie nicht vom Teufel und seinen Hörnern."

„Aber, Sie Heide, Sie Götzendiener, der Sie sind, Sie wissen nicht, daß die Schlemmerei vielleicht die gräulichste von den sieben Todsünden ist?"

„Abbé, vor Allem bitte ich Sie, nicht nur so die sieben Todsünden zu verleumden und von ihnen mit der denselben in vielen Fällen gebührenden Ehrerbietung zu sprechen; ich habe sie immer im Allgemeinen und insbesondere tief verehrt."

„Ah! gut! er verherrlicht nicht nur die Schlemmerei, er treibt das Paroboxon so weit, daß er die sieben Todsünden verherrlichen will."

„Ja, lieber Abbé, alle Sieben von einem gewissen Gesichtspunkte aus betrachtet.“

„Das ist Monomanie!“

„Wollen Sie überzeugt sein, Abbé?“

„Von was?

„Von der möglichen Vortrefflichkeit, von der bedingungsweisen Vortrefflichkeit, von der philosophischen und weltlichen Vortrefflichkeit der sieben Todsünden?“

„Wahrhaftig, Doctor, Sie halten mich für ein Kind.“

„Schenken Sie mir Ihren Abend am 20. November, und Sie werden überzeugt sein.“

„Ah! Doctor, immer der 20. November?“

„Das ist für mich ein weissagendes Datum und überdies mein Geburtstag, lieber Abbé. Schenken Sie mir daher Ihren Abend an diesem Tage, und es wird Sie nicht ärgern, daß Sie gekommen sind.“

„Am 20. November also, wenn indessen meine Gesundheit . . .“

„Es Ihnen erlaubt, wohlverstanden, mein lieber Abbé, doch meine Erfahrung sagt mir, Sie werden sich an diesem Tage bis zu mir schleppen können.“

„Welch ein Mensch! Er ist im Stande, mir ein vollständiges Muster, in seiner alleinigen und verdammten Person, von den sieben Todsünden zu geben!“

In dieser Secunde wurde die Thüre geöffnet.

Nach dieser Thüre hatten sich mehr als ein Mal die Blicke des Abbé Ledoux mit einer geheimen und wachsenden Ungeduld während seiner Unterredung mit dem Doctor gewandt.

V.

Die Haushälterin des Abbé trat ins Zimmer ein, übergab ihrem Herren einen Brief, wechselte mit ihm einen Blick des Verständnisses und sagte:

„Es hat große Eile.“

„Sie erlauben, lieber Doctor?“ fragte der fromme Mann, ehe er den Brief entsiegelte, den er in seinen Händen hatte.

„Nach Ihrer Bequemlichkeit, mein lieber Abbé,“ erwiederte der Doctor, während er aufstand, „ich verlasse Sie.“

„Ich bitte, nur noch ein Wort! ein einziges Wort!“ rief der Abbé, welcher lebhaft zu wünschen schien, daß der Doctor nicht sogleich weggehe; „gönnen Sie mir die Zeit, einen Blick auf diesen Brief zu werfen, und ich gehöre Ihnen.“

„Aber, Abbé, wir haben uns nichts mehr zu sagen. Es ruft mich eine dringende Consultation, die Stunde hat geschlagen, und . . .“

„Ich beschwöre Sie, Doctor,“ sprach der Abbé, indeß er den Brief, den er empfangen hatte, entsiegelte und mit den Augen durchlief, „im Namen des Himmels, bewilligen Sie mir nur fünf Minuten, nicht mehr.“

Erstaunt über diese seltsame Dringlichkeit des Abbé, zögerte der Doctor, wegzugehen, als sich sein Kranker im Lesen unterbrach und die Augen zum Himmel aufschlagend ausrief:

„Ah! mein Gott! mein Gott!“

„Was gibt es denn?“

„Ah! mein armer Doctor.“

„Sprechen Sie sich aus.“

„Ah! Doctor, die Vorsehung schickt Sie.“

„Die Vorsehung!“

„Ja, denn ich bin vielleicht im Stande, Ihnen einen großen Dienst zu leisten, mein guter Doctor.“

Der Arzt schien ein wenig am guten Willen des Abbé zu zweifeln und nahm seine Worte nicht ohne ein geheimes Mißtrauen auf.

„Lassen Sie hören, mein lieber Abbé,“ sagte er, „welchen Dienst können Sie mir leisten?“

„Sie sprechen zuweilen mit mir von den zahlreichen Kindern Ihrer Schwester, die Sie (trotz Ihrer Fehler, abscheulicher Mensch!) mit einer ganz väterlichen Zärtlichkeit nach dem frühen Tode ihrer Eltern erzogen haben.“

„Weiter, Abbe?“ versetzte der Doctor, der von diesem Augenblick an einen aufmerksamen und durchdringenden Blick auf den heiligen Mann heftete, „weiter.“

„Ich wußte gar nicht, daß einer von Ihren Neffen bei der Marine dient und Schiffskapitän ist. Nicht wahr, er heißt, Horace Bremont?“

Beim Namen Horace bebte der Doctor unmerklich, sein Blick schien in der tiefsten Tiefe des Herzens des Abbé lesen zu wollen, und er erwiederte kalt:

„In der That, ich habe einen Neffen, der Marine-Kapitän ist und Horace heißt.“

„Und er befindet sich gegenwärtig in Paris?“

„Oder anderswo, Abbé.“

„Um Gottes willen, mein lieber Doctor, lassen Sie uns ernsthaft reden; die Zeit ist kostbar; hören Sie, was man mir schreibt, hören Sie, und Sie werden die Wichtigkeit dieses Briefes beurtheilen.“

„Herr Abbé,

„Ich weiß, daß Sie in enger Verbindung mit dem berühmten Doctor Gasterini stehen; Sie können ihm einen großen Dienst leisten: sein Neffe, der Kapitän

Horace, ist in einer höchst ärgerlichen Angelegenheit gefährdet; obgleich es ihm bis jetzt gelungen ist, sich zu verbergen, hat man doch seinen Zufluchtsort entdeckt, und vielleicht in dem Augenblick, wo ich Ihnen schreibe, bemächtigt man sich seiner Person."

Der Abbé unterbrach sich nun und schaute den Doctor aufmerksam an. Dieser blieb unempfindlich.

Erstaunt über seine Gleichgültigkeit, sagte der Abbé mit innigem Tone zu ihm:

„Oh! mein armer Docter, welch ein grausamer Kummer für Sie! Dieser unglückliche Kapitän, was hat er denn gethan?"

„Ich weiß es nicht, Abbé. Fahren Sie fort."

Der heilige Mann erwartete offenbar eine andere Wirkung von seinem Briefe. Doch er fuhr, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, fort:

„Vielleicht hat man sich zu dieser Stunde schon seiner Person bemächtigt," las der Abbé weiter, indem er einen besondern Nachdruck auf diese Worte legte.

„Doch es bleibt eine Chance, den jungen Mann zu retten, der mehr unbesonnen als strafbar ist; man müßte beim Empfang dieses Briefes auf der Stelle Jemand zum Doctor Gasterini schicken."

Hier unterbrach sich der Abbé abermals, und er fügte bei:

„Ich sagte Ihnen, Doctor: die Vorsehung hat Sie hierher geschickt."

„Sie hat nie etwas Anderes in Beziehung auf mich gethan," sprach kalt der Doctor. „Fahren Sie fort."

„Man müßte beim Empfang dieses Briefes auf der Stelle Jemand zum Doctor Gasterini schicken," fuhr

der Abbé immer mehr erstaunt über die Unempfindlichkeit des Arztes fort, „um ihn von dem Unglück, das seinen Neffen bedroht, in Kenntniß zu setzen. Der Doctor würde sogleich eine vertraute Person beauftragen, ohne eine Minute zu verlieren, zum Kapitän Horace zu gehen und ihn zu bestimmen, seinen Zufluchtsort zu verlassen. Man könnte so vielleicht den Leuten vom Gerichte, welche mit der Verhaftung des Unglücklichen beauftragt sind, zuvorkommen."

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen mehr zu sagen, lieber Doctor," fügte hastig der Abbé bei, indem er den Brief auf sein Bett warf; „eine Minute Verzug kann Alles verderben. Laufen Sie geschwinde, retten Sie den unglücklichen jungen Mann . . . Nun! Sie rühren sich nicht! Sie antworten mir nicht! Warum schauen Sie mich mit dieser sonderbaren Miene an? haben Sie denn nicht gehört, was man mir schreibt? Und das ist noch unterstrichen! „„Man muß sogleich, ohne eine Minute zu verlieren, den Kapitän Horace bestimmen, seinen Zufluchtsort zu verlassen."" Wahrhaftig, Doctor, ich begreife Sie nicht."

„Und ich, ich begreife Sie vollkommen, mein lieber Abbé," erwiederte der Doctor mit einer spöttischen Ruhe. „Aber, auf Ehre, dieses Auskunftsmittel steht nicht auf der Höhe Ihrer gewöhnlichen Erfindungen: Sie haben etwas Besseres gemacht, als dies, Abbé, etwas viel Besseres."

„Ein Auskunftsmittel! meine Erfindungen!" versetzte der Abbé Erstaunen heuchelnd. „Ah! Doctor, Sie sprechen nicht im Ernste?"

„Sie haben vergessen, lieber Abbé, daß ein alter Fuchs wie ich von fern die Fallen wittert."

„Fallen! welche Fallen!"

„Abbé, schauen Sie mir wohl ins Gesicht, wenn Sie können!"

„Doctor," erwiederte der Abbé, ohne daß er seinen heftigen Aerger zu verbergen vermochte, „es steht Ihnen frei, zu spotten, es steht Ihnen frei, die Zeit verstreichen zu lassen und die Gelegenheit zu verlieren, Ihren Neffen zu retten. Die Sache geht Sie an; ich habe Sie als Freund gewarnt. Richten Sie es nun ein, wie Sie wollen, ich wasche meine Hände."

„Mein lieber Abbé, Sie waren also bei dem Complot der gottseligen Personen, welche aus Dolores Solcedo eine Nonne machen wollten, um das Vermögen an sich zu reißen, das sie eines Tags von ihrem Oheim dem Domherrn erben soll?"

„Dolores Salcedo! ihr Oheim der Domherr! Wahrhaftig, Doctor, ich weiß gar nicht, was Sie sagen wollen."

„Ah! ah! Abbé, Sie sind bei diesem frommen Complott. Es ist gut, daß man das weiß; es ist immer nützlich, seine Gegner zu kennen, besonders wenn sie so gewandt sind, wie Sie, lieber Abbé!"

„Ich wiederhole, Doctor, ich schwöre . . ."

„Hören Sie, Abbé, lassen Sie uns ein offenes Spiel spielen. Sie haben mich diesen Morgen zu sich rufen lassen, damit die von Ihnen vorbereitete rührende Epistel, welche Sie mir so eben vorgelesen, Ihnen in meiner Gegenwart zukomme."

„Doctor!" rief der Abbé, „das heißt das Mißtrauen, den Argwohn auf einen Grad treiben, der . . . der . . . erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen."

„Ich erlaube es Ihnen."

„Nun denn! der im höchsten Maße beleidigend wird! Ah! wahrhaftig," fügte der Abbé mit Bitterkeit bei, „ich erwartete entfernt nicht, meinen Eifer, Ihnen einen Dienst zu leisten, auf diese Art belohnt zu sehen."

„Ei! ich weiß es wohl, mein lieber Abbé, Sie hofften einen ganz andern Erfolg von Ihrer sinnreichen Kriegslist."

„Doctor, das ist zu viel!"

„Nein, Abbé, nein, das ist nicht genug; hören Sie weiter. Sie hofften, sage ich, von Ihrer sinnreichen Kriegslist Folgendes: erschrocken über die Gefahr, die mein Neffe lief, dankte ich Ihnen mit Erguß für das Mittel, das Sie mir, um ihn zu retten, boten, und ich schoß wie ein Pfeil fort, um diesen armen Jungen zu bestimmen, seinen Zufluchtsort zu verlassen."

„So hätte in der That jeder Andere an Ihrer Stelle gehandelt, Doctor; doch Sie hüten sich wohl, so vernünftig zu handeln. Sie sind wahrhaftig vom Schwindel befallen oder mit Blindheit geschlagen."

„Ach! Abbé, die Strafe für meine Sünden fängt an. Doch kommen wir auf die Wirkung Ihrer sinnreichen Kriegslist zurück. Nach Ihrer Hoffnung schoß ich also wie ein Pfeil fort, um meinen Neffen zu retten. Mein Wagen war unten, ich stieg ein, ich ließ mich rasch nach dem geheimnißvollen Zufluchtsort des Kapitän Horace führen."

„Ei! allerdings, Doctor, das hätten Sie längst thun müssen."

„Wissen Sie, was nun geschehen wäre, mein armer Abbé?"

„Sie retteten Ihren Neffen!"

„Ich bereitete sein Verderben, ich verrieth ihn, ich lieferte ihn aus, und zwar auf folgende Art: ich wette, daß zu dieser Stunde, wo ich mit Ihnen rede, unfern von hier, in dieser Straße, und zwar sehr im Angesichte dieses Hauses, ein mit einem kräftigen Pferde bespanntes Cabriolet steht, und durch einen seltsamen Zufall, wenn Sie nicht Gegenbefehl geben, wird dieses Cabriolet meinem Wagen überallhin, wohin er fährt, folgen."

„Ich weiß nicht, von welchem Cabriolet Sie sprechen, Doctor."

„Mit andern Worten, mein lieber Abbé, man hat bis jetzt vergebens die Spuren meines Neffen gesucht.

Um seinen Zufluchtsort zu entdecken, hat man mir auch ohne Zweifel ebenso vergebens folgen lassen; man hoffte mich nun durch die plötzliche Verkündigung der Gefahr, die er laufe, anzutreiben, auf der Stelle den Kapitän zu benachritigen und zu warnen. Ihr Emissär unten wäre mir dann gefolgt, so daß ich, ohne es zu wissen, das Geheimniß des Zufluchtsorts meines Neffen preisgegeben hätte. Ich wiederhole, Abbé, für jeden Andern, als für Sie, war das Mittel nicht schlecht erfunden; doch Sie haben Ihre Bewunderer, — erlauben Sie mir, mich unter Ihnen einzuschreiben, — an höhere und kühnere Einfälle gewöhnt. Wir wollen also hoffen, daß Sie sich ein ander Mal Ihrer würdiger zeigen werden. Auf Wiedersehen und ohne Groll, denn ich zähle immer auf Sie für unsern guten Abend am 20. November. Ich werde Sie übrigens an Ihr liebenswürdiges Versprechen erinnern. Auf Wiedersehen also, mein armer und theurer Abbé. Ah! sehen Sie nicht so ärgerlich, so aus der Fassung gebracht aus, trösten Sie sich muthig über diese kleine Niederlage mit dem Gedanken an Ihre vergangenen Siege."

Nach dieser Spötterei verließ der Doctor Gasterini den Abbé Ledoux.

„Du singst Victoria, alte Schlange!" rief der Abbé purpurroth vor Zorn und mit der Faust nach der Thüre deutend, durch welche der Doctor abgegangen war. „Du bist sehr stolz, und Du weißt nicht, daß wir gerade heute Morgen dieser Dolores Salcedo wieder habhaft geworden sind; doch Dein elender Neffe wird uns nicht entwischen, denn zum Glück bin ich so listig und gewandt als Du, höllischer Doctor! und, wie Du sagst, ich habe mehr als ein Stückchen in meinem Sack."

Der Doctor, der Gegenstand dieses Monologs in der Manier einer Verwünschung, hatte die Bangigkeit verborgen, die ihm die Entdeckung verursacht, welche er gemacht. Als er aus dem Hause des frommen Mannes trat, schaute er auch, ehe er in seinen Wagen stieg, auf

die eine und die andere Seite der Straße. So sah er, wie er es erwartete, in einer Entfernung von zwanzig Schritten ein Regiecabriolet stehen; in diesem Cabriolet saß ein dicker Mann in braunem Ueberrock. Der Doctor ging zu Fuß bis zu diesem Cabriolet und sagte halblaut zu dem dicken Mann mit einer vertraulichen Miene:

„Mein Freund, nicht wahr, Sie sind hier aufgestellt, um jenem grünen Wagen mit zwei Pferden zu folgen, der dort vor der Thüre von Nro. 17 hält?“

„Mein Herr,“ erwiederte zögernd der dicke Mann, „ich weiß nicht, wer Sie sind und warum Sie....“

„Stille, mein Freund,“ sagte der Doctor mit geheimnißvollem Tone, „ich komme so eben vom Abbé Ledoux, die Marschordnung ist verändert, der Abbé erwartet Sie auf der Stelle, um Ihnen neue Befehle zu geben; geschwinde, gehen Sie, gehen Sie!“

Beruhigt durch die Einzelheiten, die ihm der Doctor nannte, zögerte der dicke Mann nicht mehr, stieg aus seinem Cabriolet und begab sich schleunigst zum Abbé Ledoux. Als der Doctor den Thorweg wieder hinter dem Emissär des Abbé geschlossen sah, ließ er sich, sicher, daß man ihm nicht folgte, in Eile nach dem Faubourg Poissonnière führen, denn wenn er auch nichts für seinen Neffen befürchtete, so hegte er doch andere Besorgnisse, seitdem er wußte, daß der Abbé Ledoux bei dieser Intrigue betheiligt war.

Der Wagen des Doctors war so eben in eine der am wenigsten gangbaren Straßen des Faubourg Poissonnière, unfern von der Barrière gleichen Namens, eingefahren, als er eine ziemlich große Zusammenschaarung erblickte, die sich vor einem Hause von bescheidenem Aussehen gebildet hatte. Der Doctor ließ sogleich seinen Wagen halten, stieg aus, vermischte sich mit den Gruppen und fragte eine von den Personen, aus denen sie bestanden:

„Was gibt es denn da, mein Herr?“

„Mein Herr, wie es scheint, hat sich eine Taube verirrt, die man ins Taubenhaus zurückführt.“

„Eine Taube!“

„Oder, wenn Sie lieber wollen, ein Mädchen, das aus einem Kloster entflohen ist. Der Polizeicommissär ist mit seinen Agenten und einem sehr dicken Mann in veilchenblauem Ueberrock gekommen, welcher aussah wie ein Geistlicher. Er ließ sich das Haus öffnen. Die Flüchtige wurde gefunden und in einem Fiacre mit dem dicken Mann in veilchenblauem Ueberrock weggeführt. Ich habe nie einen mit einem solchen Bauche geschmückten Bürger gesehen.“

Der Doctor Gastrini hörte nicht mehr, machte sich Platz durch die Gruppen und klingelte gebieterisch an dem kleinen Hause, von welchem man sprach. Eine junge Dienerin, noch bleich vor Aufregung, öffnete ihm.

„Wo ist Madame Dupont?“ fragte lebhaft der Arzt.

„In ihrem Zimmer, mein Herr. Ah! wenn Sie wüßten!“

Der Doctor antwortete nichts, durchschritt zwei Stuben und trat in ein Schlafzimmer ein, wo sich eine bejahrte Frau mit ehrwürdigem, sanftem Gesichte fand.

„Ah! Herr Doctor,“ rief Madame Dupont in Thränen zerfließend, „welches Unglück, welch ein Aergerniß! armes Mädchen!“

„Ich bin trostlos, Madame Dupont, daß ein Dienst, den Sie mir geleistet, so unangenehme Folgen für Sie gehabt hat.“

„Oh! glauben Sie nicht, daß es dies ist, was mich betrübt; ich verdanke Ihnen mehr als mein Leben, da ich Ihnen das Leben meines Sohnes verdanke; ich denke auch nicht daran, mich wegen einer vorübergehenden Unannehmlichkeit zu beklagen; ich kenne Sie überdies zu genau, um den geringsten Zweifel in Betreff der Absichten zu erheben, welche Sie bewogen, von mir, momentan ein Asyl für dieses Mädchen zu verlangen.“

„Zu dieser Stunde kann ich und muß ich Ihnen Alles sagen, Madame Dupont. Hören Sie die Geschichte mit zwei Worten: Ich habe einen Neffen, — ein Tollkopf, aber der bravste Junge der Welt; er ist Kapitän bei der Marine; bei seiner letzten Fahrt von Cadix nach Bordeaux hat er als Passagiere einen spanischen Domherrn und seine Nichte mitgenommen; mein Neffe verliebte sich wahnsinnig in die Nichte, aber in Folge von Ereignissen, welche zu lang und zu lächerlich, um sie Ihnen zu erzählen, faßte der Domherr eine Abneigung gegen meinen Neffen und bedeutete ihm, er werde Dolores nie heirathen; der Widerstand brachte die zwei Liebenden auf das Aeußerste; mein Teufelsneffe folgte dem Domherrn nach Paris, entdeckte das Kloster, in welches er das Mädchen gebracht hatte, setzte sich mit seiner Geliebten in Correspondenz und entführte sie. Horace (das ist sein Name) ist ein ehrlicher Junge; nachdem er die Entführung bewerkstelligt hatte, führte er Dolores zu mir und gestand mir Alles. In Erwartung seiner Verheirathung, bat er mich flehentlich, das Mädchen in einem anständigen Hause unterzubringen: denn aus tausend Gründen war es mir unmöglich, das Kind nach einem solchen Eclat bei mir zu behalten. Da dachte ich an Sie, meine gute Madame Dupont."

„Oh! Herr Doctor, ich war überzeugt, Sie können nur edel handeln, wie immer, und überdies hat mich Fräulein Dolores während der kurzen Zeit, die sie bei mir geblieben ist, so lebhaft interessirt, daß ich ihr schon ganz zugethan war; beurtheilen Sie auch meinen Kummer, als heute Morgen . . ."

„Der Polizeicommissär sich dieses Haus öffnen ließ, ich weiß das. Und der Domherr Don Diego begleitete ihn?"

„Ja, Herr Doctor; er war wüthend und schrie, er kenne das französische Gesetz, das werde nicht so hingehen, es sei *Entführung einer Minderjährigen*, und man suche den Räuber überall."

„Das erwartete ich; ich hatte auch von meinem Neffen gefordert, daß er nicht nur Dolores nicht wiedersehe, bis Alles geordnet sei, sondern, daß er sich verborgen halte, um sich den Verfolgungen zu entziehen, die ich zu beseitigen hoffte. Nun weiß ich nicht, ob es mir gelingen wird. Der Fall ist sehr ernst. Ich sagte es Horace; doch das Uebel war geschehen, und ich gestehe, ich bin vor dem Gedanken zurückgewichen, diese arme Dolores selbst wieder in die Hände des Domherrn, eines abergläubischen und gefräßigen Thieres zu geben, von dem nichts zu hoffen ist."

„Ah! Herr Doctor, ich kenne Fräulein Dolores nun hinreichend, um überzeugt zu sein, daß sie vielleicht vor Kummer sterben wird, wenn man sie im Kloster läßt. Glauben Sie mir auch, mein Herr, daß bei den Scenen von diesem Morgen das, was mich am meisten betrübt hat, nicht das Aergerniß gewesen ist, dessen Schauplatz mein armes Haus war, sondern der Gedanke an die Zukunft, welche vielleicht diesem unglücklichen Kinde vorbehalten ist. Und nun, da ich Alles weiß, bin ich doppelt besorgt, wenn ich an die ernsten Folgen denke, welche diese Entführung auch für Ihren Neffen haben kann."

„Diese Befürchtungen theile ich noch lebhafter, meine liebe Madame Dupont. Nach einer Entdeckung, die ich heute Morgen gemacht habe, zittere ich, daß schon eine Klage gegen Horace erhoben wurde; ist dies noch nicht geschehen, so wird es vielleicht heute geschehen; denn nun, da Dolores wieder in die Gewalt ihres Oheims gefallen ist, wird, wenn es ihm gelingt, meinen Neffen verhaften zu lassen, seine Liebe für Dolores nicht mehr zu fürchten sein. Ah! diese Verhaftung wäre gräßlich! Das Gesetz ist unbeugsam: mein Neffe hat sich nächtlicher Weile in ein Kloster geschlichen und eine Minderjährige entführt; er hat eine entehrende Strafe zu erdulden, und für ihn wäre das der Tod!"

„Großer Gott!“

„Und seine Brüder und seine Schwestern, die ihn so sehr lieben! Welche Trauer für mich, für meine Familie!“ fügte der Greis niedergeschlagen bei.

„Aber, Herr Doctor, es muß da doch etwas zu thun sein, um es zu versuchen, die Verfolgungen zu hemmen.“

„Hören Sie, Madame Dupont,“ sagte der Arzt schmerzlich bewegt, „mein Kopf verwirrt sich, wenn ich an die erschrecklichen Folgen denke, welche aus diesem jugendlichen Streiche entspringen können!“

„Was ist aber zu thun, Herr Doctor, was ist zu thun?“

„Ei! weiß ich es selbst, meine arme Madame Dupont? Ich will mir den besten Gang, der zu verfolgen ist, überlegen, doch ich habe es mit einer so starken Partei zu thun, daß ich nicht auf einen günstigen Erfolg zu hoffen wage.“

Hierauf verließ der Doctor Gasterini in einer unaussprechlichen Angst den Fauburg Poissonnière.

VI.

Am andern Morgen nach dem Tage, an welchem Dolores Salcedo wieder ins Kloster gebracht worden war, ereignete sich folgende Scene beim Domherrn Don Diego, der eine sehr bequeme, zum Voraus für ihn durch den Abbé Ledoux bestellte, Wohnung inne hatte.

Es war eilf Uhr.

In einem weiten und tiefen Lehnstuhle ausgestreckt, schien Don Diego von finstern Gedanken erfüllt zu

sein. Es war ein Mann in einem Alter von ungefähr fünfzig Jahren, von ungeheurer Feistigkeit; seine fetten, zitternden Backen vermischten sich mit dem vierfachen Stockwerk seines Kinns; seine, wie die der Südländer gebräunte, Haut war matt und bezeichnete die Weichheit dieser trägen Masse. Es mußte indessen seinen Zügen nicht an einer gewissen Leutseligkeit mangeln, waren sie nicht dem Eindrucke einer verdrießlichen Idee unterworfen; sein breiter Mund, dessen Unterlippe ein wenig herabhing, war ein besonderes Merkmal von Sinnlichkeit. Die Augen unter ihren dichten grauen Brauen halb geschlossen, die Hände über seinem Falstaffsbauch gekreuzt, der seine umfangreiche Rundung unter einem veilchenblauen Schlafrock hervorhob, seufzte der Domherr von Zeit zu Zeit mit einem kläglichen, traurigen Tone.

„Ach! keinen Appetit mehr! keinen Appetit mehr!" murmelte er. „Zu viele Erschütterungen haben mein ganzes Wesen zerrüttet. Mein muthiger, gewöhnlich so regelmäßiger Magen ist verrückt, wie eine in Unordnung gebrachte Uhr. Diesen Morgen, beim Frühstück, was gewöhnlich mein vollständigstes Mahl ist, habe ich kaum gegessen: Alles kam mir fad und bitter vor. Wie wird es erst beim Mittagsbrode sein, Jesus! wie wird es beim Mittagsbrode sein? — ein Mahl, das ich immer beinahe ohne Hunger mache, um nur die Blüthe der besten Dinge zu kosten! Oh! verflucht und verdammt sei dieser höllische Kapitän Horace! Die entsetzliche Kost, der ich auf seinem Schiffe während einer langen Fahrt unterworfen war, hat angefangen mich den Appetit verlieren zu machen; mein Magen hat sich erzürnt, er hat sich empört gegen diese abscheulichen eingesalzenen Fleische, gegen diese entsetzlichen trockenen Hülsenfrüchte. Seit dieser der Zartheit seiner Gewohnheiten zugefügten Beleidigung schmollt mein Magen auch mit mir, ach! als ob dies meine Schuld wäre;

er grollt mir, er bestraft mich, er spielt den Stolzen vor den besten Gerichten!"

Dann, nach einem langen Stillschweigen, fuhr der Domherr mit einer erschrockenen Miene fort:

„Aber wer weiß, ob das nicht der Finger der Vorsehung ist? Zu dieser Stunde, wo ich nicht den geringsten Hunger habe, erkenne ich, daß ich mich einer ebenso verabscheuungswürdigen, als ergötzlichen Sünde hingebe. Ach! die Schlemmerei! Vielleicht hat mich die Vorsehung bestrafen wollen, indem sie mir diesen elenden Kapitän Horace auf meinen Weg schickte! Ha! der Ruchlose, welches Uebel hat er mir angethan! Und das war nicht genug: er entführt meine Nichte; er versetzt mich in neue Plackereien; er zerstört mein Leben, meine Ruhe, die Ruhe von mir, der ich nur mit Sammlung des Geistes und Behaglichkeit essen will! Oh! schurkischer Kapitän, ich werde mich rächen. Doch was auch meine Rache sein mag, ich werde Dir nie den zwanzigsten Theil des Uebels vergelten, das ich Dir zu verdanken habe! Denn nun sind es beinahe zwei Monate, daß ich den Appetit verloren habe, und wenn ich zweihundert Jahre lebte, ich würde diese zwei Monate gezwungener Enthaltsamkeit nie wiederbekommen und einbringen."

Dieser schmerzliche Monolog wurde durch den Eintritt vom Haushofmeister des Domherrn, einem alten Diener mit grauen Haaren, unterbrochen.

„Nun, Pablo," sagte Don Diego zu ihm, „Du kommst vom Kloster?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Und meine unwürdige Nichte?"

„Gnädiger Herr, sie befindet sich in einer Art von Delirium, sie hat ein hitziges Fieber; bald ruft sie den Kapitän Horace mit schmerzlichen Schreien, bald fordert sie schluchzend den Tod; ich versichere Sie, gnädiger Herr, das ist herzzerreißend."

Trotz seiner selbstsüchtigen Sinnlichkeit, schien Don Diego Anfangs von den Worten seines Haushofmeisters gerührt zu sein, bald aber rief er:

„Desto besser! Dolores hat nur das, was sie verdient; das wird sie lehren sich närrisch in den Abscheulichsten der Menschen verlieben. Sie wird im Kloster bleiben, sie wird den Schleier nehmen. Mein vortrefflicher Freund, der Abbé Ledoux, hat vollkommen Recht; nach diesem Muster der muthwilligen Streiche meiner Nichte beurtheile ich, was später meiner harren würde, wenn ich sie bei mir behielte: beständig Tollheiten und Beschimpfungen, bis ich sie endlich, wohl oder übel, verheirathet hätte. Um Alles dies kurz abzuschneiden, wird die Senora Dolores den Schleier nehmen und so ihr Heil sichern; meine Güter sollen eines Tags das Haus bereichern, wo man für die Ruhe meiner Seele beten wird, und ich werde von meiner verteufelten Nichte befreit sein, — das sind drei Vortheile für einen."

„Aber, gnädiger Herr, wenn sich der Zustand der Senora verschlimmert . . ."

„Kein Wort mehr, Pablo," rief der Domherr, welcher unwillkürlich mit dem Schicksal seiner Nichte Mitleid zu bekommen befürchtete, „kein Wort mehr; habe ich nicht leider genug mit meinem persönlichen Kummer, ohne daß man mich noch durch Widersprüche zu reizen braucht?"

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, verzeihen Sie; ich werde von etwas Anderem reden."

„Von was?"

„Es ist im Vorzimmer ein Mensch, der Sie zu sprechen wünscht."

„Wer ist dieser Mensch?"

„Ein wohl gekleideter alter Mann."

„Und was will dieser Mann?"

„Ueber eine wichtige Angelegenheit mit Ihnen sprechen, gnädiger Herr. Er hat eine große Kiste

mitgebracht, die ein Commissionär hier heraufgetragen: sie scheint sehr schwer zu sein."

„Und was ist in dieser Kiste, Pablo?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr."

„Und der Name dieses Mannes?"

„Oh! ein seltsamer Name!"

„Welcher?"

„Appetit, gnädiger Herr."

„Wie, dieser Mann heißt Herr Appetit?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Du wirst schlecht gehört haben."

„Nein, gnädiger Herr, ich habe ihn zweimal seinen Namen wiederholen lassen: er heißt wohl Appetit."

„Ach! ach! das ist ein grausam ironischer Name!" murmelte der Domherr mit Bitterkeit. „Gleichviel! wegen der Seltenheit seines Namens laß diesen Mann eintreten."

Nach einem Augenblick trat der vom Hausmeister gemeldete Mann ein, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Don Diego und sagte zu ihm:

„Ich habe die Ehre, mit dem gnädigen Don Diego zu sprechen?"

„Ja, mein Herr, was wollen Sie von mir?"

„Vor Allem, gnädiger Herr, Ihnen den Tribut meiner tiefen Bewunderung bezahlen, sodann Ihnen meine Dienste anbieten."

„Aber, mein Herr, wie heißen Sie?"

„Appetit, gnädiger Herr."

„Schreiben Sie denn Ihren Namen, wie man Appetit, Lust, Bedürfniß, zu essen, schreibt?"

„Ja, gnädiger Herr; ich muß Ihnen indessen gestehen, daß dies nicht mein Name, sondern mein Beiname ist."

„Um einen solchen Beinamen zu verdienen, müssen Sie wüthend von der Natur begabt sein; Sie müssen

sich eines ewigen Heißhungers erfreuen," sagte der Domherr mit einem Seufzer des Neides.

„Im Gegentheil, ich esse sehr wenig, gnädiger Herr, wie beinahe alle diejenigen, welche die heilige Sendung haben, die Andern essen zu machen."

„Wie! was ist denn Ihr Gewerbe?"

„Koch, gnädiger Herr, um die Ehre zu haben, Ihnen zu dienen, wenn ich dieses Glück verdienen könnte."

Der Domherr schüttelte schwermüthig den Kopf und verbarg sein Gesicht in seinen Händen: er fühlte alle seine Schmerzen bei dem Antrage des edlen Herrn Appetit wiedererwachen. Dieser fuhr fort:

„Mein zweiter Herr, Lord Wilmot, der an einer so außerordentlichen Schwäche des Magens litt, daß er seit beinahe einem Jahre ohne Geschmack und ohne Vergnügen aß, hat von dem ersten Tage an, daß ich die Ehre hatte, ihm zu dienen, buchstäblich verschlungen. Aus Dankbarkeit gab mir auch Mylord den Beinamen Appetit, den ich immer seitdem behalten habe."

Der Domherr schaute den Mann aufmerksam an und versetzte:

„Ah! Sie sind Koch? Aber sagen Sie mir, Sie haben davon gesprochen, daß Sie mir den Tribut der Bewunderung bezahlen wollen und mir Ihre Dienste anbieten. Woher kennen Sie mich denn?

„Gnädiger Herr, Sie haben während Ihres Aufenthaltes in Madrid oft beim französischen Gesandten gespeist."

„Oh! ja, das war meine gute Zeit," antwortete Don Diego niedergeschlagen; „ich habe der Tafel des Herrn Gesandten von Frankreich glänzende Gerechtigkeit widerfahren lassen und öffentlich erklärt, ich kenne keinen bessern Practicus, als den Chef seiner Küche."

Dieser ausgezeichnete Practicus, mit dem ich correspondire, gnädiger Herr, damit wir uns gegenseitig über die Fortschritte der Wissenschaft auf dem Laufenden erhalten, hat mir auch geschrieben, um mir seine Freude darüber auszudrücken, daß er so würdig von einem Kenner, wie Sie sind, gnädiger Herr, geschätzt worden sei; ich habe Ihren Namen aufgezeichnet, und da ich gestern zufällig erfuhr, Sie suchen einen Koch, so begab ich mich hierher, um die Ehre zu haben, Ihnen meine Dienste anzubieten."

„Und von wem kommen Sie, mein Freund?"

„Seit zehn Jahren, gnädiger Herr, arbeite ich nur für mich, das heißt für die Kunst; ich habe ein bescheidenes, aber genügendes Vermögen: es ist auch nicht das Interesse, was mich zu Ihnen führt, gnädiger Herr."

„Aber warum erscheinen Sie eher bei mir, als bei einem Andern?"

„Weil ich, frei in meiner Wahl, das, was mir anständig ist, zu Rathe ziehe; denn ich bin sehr eifersüchtig, gnädiger Herr, entsetzlich eifersüchtig."

„Eifersüchtig! und auf was?"

„Auf die Treue meines Herrn."

„Wie! auf die Treue Ihres Herrn?"

„Ja, gnädiger Herr, und ich bin sicher, daß Sie mir treu sein werden, denn Sie leben allein, ohne Familie, und sowohl in Folge Ihres Standes, als wegen Ihres Characters haben Sie nicht, wie so viele Andere, eine Menge von Neigungen, die sich immer beengen und widersprechen: als ernster und überzeugter Mann hegen Sie nur eine, aber eine tiefe, unumschränkte Leidenschaft, die Schlemmerei. Nun! diese Leidenschaft, gnädiger Herr, ich erbiete mich, sie zu befriedigen, wie Sie dieselbe in Ihrem Leben nie befriedigt haben."

„Sie sprechen goldene Worte, mein lieber Freund; aber wissen Sie, daß man, um eine solche Sprache zu

behaupten, ein großes Talent, ein ungeheures Talent besitzen muß!"

„Dieses große, dieses ungeheure Talent besitze ich, gnädiger Herr."

„Das Bekenntniß ist nicht bescheiden."

„Es ist aufrichtig, und Sie wissen, gnädiger Herr: man schöpft eine legitime Sicherheit aus dem Bewußtsein seiner Stärke."

„Ich liebe diesen edlen Stolz, mein Freund, und wenn Ihre Handlungen Ihren Worten entsprechen, so sind Sie ein Phönix."

„Gnadiger Herr, stellen Sie mich heute, zu dieser Stunde auf die Probe . . ."

„Heute, zu dieser Stunde!" rief der Domherr, die Achseln zuckend: „Sie wissen also nicht, daß ich mich seit zwei auf ewig verfluchten Monaten in einem beklagenswerthen Zustande befinde! daß ich an nichts Geschmack habe! daß ich diesen Morgen ganz unberührt ein vortreffliches Frühstück ließ, das man mir von Chevet brachte, bei welchem ich mich versorge, bis ich meine Küche eingerichtet habe! Ah! hätten Sie nicht das Aeußere eines ehrlichen Mannes, ich würde glauben, Sie wollen mein Elend insultiren! Sie machen mir den Vorschlag, Sie wollen mir kochen, während ich nicht den geringsten Hunger habe!"

„Gnädiger Herr, ich heiße Appetit."

„Aber ich wiederhole Ihnen, mein Freund, daß ich erst vor einer Stunde vortreffliche Dinge zurückgewiesen habe."

„Desto besser, gnädiger Herr, ich konnte unter keiner günstigeren Conjunctur bei Ihnen erscheinen; mein Triumph wird um so größer sein."

„Hören Sie, mein lieber Freund, ich weiß nicht, ist es der Einfluß Ihres Namens oder die gelehrte und erhabene Art, auf welche Sie von Ihrer Kunst sprechen, was mir unwillkürlich Vertrauen zu Ihnen gibt, doch ich fühle, ich sage nicht die Velleität, zu essen,

denn ich würde Sie herausfordern, mich auch nur einen Ortolanflügel verzehren zu machen, aber ich fühle, wenn ich Sie über die Küche urtheilen höre, ein Vergnügen, das mir die Hoffnung gibt, ich werde vielleicht später, wenn je der Appetit wieder bei mir käme . . ."

„Gnädiger Herr, verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche: Sie haben hier eine Küche?"

„Gewiß, und zwar eine eingerichtete. Dort läßt man ein wenig das Feuer das sehen, was man mir ganz zubereitet von Chevet bringt, — aber, ach! sehr vergeblich bringt."

„Gnädiger Herr, wollen Sie mir eine halbe Stunde bewilligen?"

„Wozu?"

„Ein Frühstück für Sie, gnädiger Herr."

„Mit was?"

„Ich habe mitgebracht, was ich brauche."

„Wozu soll aber dieses Frühstück nützen, mein lieber Freund? Compromittiren Sie nicht ein Talent, an welches ich so gern glaube, indem Sie es bei einem unmöglichen, tollen Unternehmen auf das Spiel setzen."

„Gnädiger Herr, bewilligen Sie mir eine halbe Stunde?"

„Ich frage Sie noch einmal, wozu?"

„Um Sie ein vortreffliches Frühstück einnehmen zu lassen, das Sie zu einem noch viel bessern Mittagsmahle prädisponiren wird."

„Das ist Tollheit, sage ich Ihnen, Sie sind wahnsinnig."

„Versuchen Sie es immerhin, gnädiger Herr, was wagen Sie dabei?"

„Gehen Sie doch! Sie müßten ja ein Zauberer sein."

„Ich bin es vielleicht, gnädiger Herr," erwiederte der Koch mit einem seltsamen Lächeln.

„Nun denn! so tragen Sie die Strafe Ihres Hochmuths, allzu Stolzer!“ rief Don Diego, während er heftig klingelte. „Werden Sie sogleich von der Demüthigung niedergebeugt, werden Sie genöthigt, das Unvermögen Ihrer Kunst zuzugestehen, so haben Sie allein es gewollt. Nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht!“

„Sie werden essen, gnädiger Herr,“ erwiederte der Künstler mit einem entschiedenen Tone; „ja, Sie werden essen, und zwar viel und köstlich.“

In dem Augenblick, wo der Koch diese anmaßlichen Worte aussprach, trat der durch die Klingel herbeigerufene Haushofmeister ein.

„Pablo,“ sagte der Domherr zu ihm, „öffne dem Herrn die Küche und decke mir den Tisch. Es muß Gerechtigkeit gepflogen werden!“

„Aber, gnädiger Herr, heute Morgen . . .“

„Thue, was ich Dir sage, führe den Herrn in die Küche und wenn er Jemand nöthig hat, um ihm zu helfen, so helfe man ihm.“

„Ich brauche Niemand, gnädiger Herr, denn ich habe die Gewohnheit, allein in meinem Laboratorium zu arbeiten. Ich bitte Sie sogar um die Erlaubniß, mich einschließen zu dürfen.“

„Alles, was Sie wollen, mein Lieber; doch ich sei auf ewig für meine Sünden verdammt, wenn ich einen Bissen von dem verschlucke, was Sie mir vorsetzen werden! Es ist wahrhaftig Dünkel, Anmaßung von Ihnen . . .“

„Gnädiger Herr, es ist halb zwölf Uhr,“ sprach der Koch, Don Diego mit Majestät unterbrechend; „auf den Schlag zwölf Uhr werden Sie frühstücken.“

Und begleitet vom Haushofmeister ging der Künstler ab.

VII.

Nach dem Verschwinden des edlen Herrn Appetit, des seltsamen Kochs, der seine Dienste mit einer so stolzen Sicherheit anbot, sagte der Domherr, welcher allein geblieben war, indem er mühsam aus seinem Lehnstuhle aufstand und mit einer Art von Aufregung hin und herging, zu sich selbst:

„Die hochmüthige Entschiedenheit dieses Kochs bringt mich in Verwirrung und imponirt mir unwillkürlich. Glaubt er es aber mit einem Neuling in der Gastronomie zu thun zu haben, so ist er in einem Irrthum begriffen; ich werde ihm das zeigen! Welch ein Narr bin ich, daß ich mich so beunruhige! Ist eine menschliche Macht im Stande, mir in fünf Minuten den Hunger zu geben, der mir seit zwei Monaten fehlt? Oh! verfluchter Kapitän Horace! welches Vergnügen wird es mir machen, Dich unter Schloß und Riegel bringen zu lassen! Wie freue ich mich in dem Gedanken, daß Du als einzige Nahrung nur das Ekel erregende Teiggemengsel der Gefangenen haben wirst, und zur Befeuchtung ein Glas blauen Wein, rauh für die Kehle wie ein Reibeisen und scharf wie Essig. Aber bah! ohne Zweifel an die häufigen Entbehrungen der Seeleute gewöhnt, ist der Ruchlose im Stande, gleichgültig diesem Märtyrthum zu widerstehen und seinen unverschämten Appetit zu behalten, während ich . . . Ah! wenn dieser Koch nicht log! Doch nein, nein, wie alle Franzosen, ist er ein Prahler, ein Hoffärtiger! Und dennoch scheint mir seine Sicherheit gewissenhaft. Ueberdies hat er im Blick, in der Physiognomie etwas Gebietendes. Wer ist im Ganzen dieser Mensch? woher kommt er? kann ich seiner Aufrichtigkeit vertrauen? Ich erinnere mich nun,

daß er, als ich von der Unmöglichkeit, meinen Appetit wiederzubeleben, sprach, mit einer seltsamen Miene antwortete: „„Gnädiger Herr, ich bin vielleicht ein Zauberer."" Gibt es Zauberer, so sind es Söhne des bösen Geistes, und Gott behüte mich, daß ich je mit solchen zusammentreffe! Dieser Mensch müßte also wirklich ein Zauberer sein, um mich essen zu machen! Ach! ich bin ein großer Sünder! Satan nimmt alle Formen an; und wenn . . . Oh! schon bei diesem Gedanken schaudere ich! Entfernen wir so traurige Besorgnisse!"

Dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen und auf seine Pendeluhr geschaut hatte, fügte der Domherr bei:

„Es ist nun bald Mittag . . . Unwillkürlich verdoppelt sich meine Bangigkeit, je näher die Unglücksstunde heranrückt. Ich fühle eine seltsame Aufregung; mir selbst kann ich das wohl gestehen: ich habe beinahe Angst. Mir scheint, zu dieser Stunde widmet sich dieser Mensch einer geheimnißvollen Beschwörung, er machinirt auf etwas Uebermenschliches; denn einen Todten auferwecken oder meinen Appetit auferwecken hieße dasselbe Wunder verrichten. Und dieser erstaunliche Mensch hat sich gerühmt, er werde das Wunder vollbringen! Und wenn er es vollbrächte, so müßte ich also seine übermenschliche Macht anerkennen? . . . Ah! ah! ich schäme mich dieser Schwäche . . . Gleichviel, ich will lieber nicht allein bleiben, denn je näher die Stunde kommt, desto ängstlicher fühle ich mich. Klingeln wir, Pablo. (Und er klingelte.) Ja, die Stille dieser Wohnung, der Gedanke, daß dieser Mensch sich hier, in der unterirdischen Küche, gebückt unter seinen flammenden Oefen, wie ein mit Zauberwerken beschäftigter Geist, befindet, Alles dies macht einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Ah! Pablo hört mich nicht," rief der Domherr, dessen Unruhe immer mehr zunahm.

Und er klingelte abermals heftig.

Pablo erschien nicht.

„Was bedeutet das?" murmelte Don Diego, indem er mit ängstlichen Blicken umherschaute. „Pablo kommt nicht! Welche erschreckliche Stille! Oh! es geht etwas Außerordentliches vor! Ich wage es nicht, einen Schritt zu machen!"

Der Domherr horchte und fügte dann bei:

„Was für ein dumpfes Geräusch ist dies? das hat nichts Menschliches! Man naht! man kommt! Oh! ich habe keinen Blutstropfen in den Adern!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre so heftig geöffnet, daß der Domherr einen Schrei ausstieß, sein Gesicht in seinen Händen verbarg und murmelte:

„Vade re . . . retro Sa . . . Satanas!"

Es war indessen durchaus nicht Satanas, sondern Pablo der Haushofmeister, der, nachdem er zweimal nicht auf den Ruf der Klingel seines Herrn geantwortet, hastig herbeigelaufen war und so das Geräusch verursacht hatte, welches die abergläubische Einbildungskraft des Domherrn in ein geheimnißvolles und übermenschliches Geräusch verwandelte.

Erstaunt über die Haltung des Domherrn, näherte sich der Haushofmeister diesem und sagte:

„Ah! mein Gott! was haben Sie, gnädiger Herr?"

Als er die Stimme von Pablo hörte, ließ Don Diego seine dicken Hände, mit denen er sich das Gesicht bedeckte, niedersinken und zeigte seinem Diener ein noch vom Schrecken bebendes Gesicht.

„Gnädiger Herr, was ist denn vorgefallen?" rief der Haushofmeister.

„Nichts, mein lieber Pablo, nichts . . . eine tolle Idee, über die ich nun erröthe. Doch warum bist Du so lange nicht gekommen?"

„Gnädiger Herr, das ist nicht meine Schuld."

„Wie so?"

„Gnädiger Herr, ich wollte aus Neugierde in die

Küche gehen, um den trefflichen Koch bei der Arbeit zu sehen."

„Nun! Pablo?"

„Nachdem ich ihm seine Kiste transportiren geholfen hatte, bat mich dieser wunderbare Mensch, seine Küche zu verlassen, wo er, wie er sagte, durchaus allein sein wolle."

„Ah! Pablo, wie hüllt er sich in das Geheimnißvolle!"

„Ich gehorchte, gnädiger Herr, doch ich konnte dem Wunsche, außen an der Thüre zu bleiben, nicht widerstehen."

„Um zu horchen?"

„Nein, gnädiger Herr, um zu riechen."

„Nun! Pablo?"

„Ah! gnädiger Herr! ah! gnädiger Herr!"

„Vollende!"

„Allmälig verbreitete sich durch die Thüre ein so angenehmer, so anlockender, so herausfordernder Geruch, daß es mir unmöglich war, wegzugehen; wäre ich an die Thüre genagelt gewesen, ich würde nicht unbeweglicher geblieben sein: ich war betäubt, bezaubert."

„Wahrhaftig, Pablo?"

„Sie wissen, gnädiger Herr, Sie haben mir das vortreffliche Frühstück überlassen, welches man diesen Morgen brachte."

„Ach! ja."

„Dieses Frühstück habe ich verzehrt, gnädiger Herr."

„Glücklicher Pablo!"

„Nun wohl! gnädiger Herr, der Geruch, von dem ich rede, war so Appetit erregend, daß ich mich sogleich von einem wüthenden Hunger gepackt fühlte, und ohne die Thüre zu verlassen, nahm ich von einem der Bretter der Speisekammer ein großes Stück trockenes Brod."

„Und Du hast es gegessen, Pablo?"

„Verschlungen, gnädiger Herr!“

„Trocken?“

„Trocken!“ antwortete der Haushofmeister den Kopf beugend.

„Trocken!“ rief der Domherr, indem er die Hände und die Augen zum Himmel erhob, „das ist ein Wunder! Er hat vor einer Stunde wie ein Wehrwolf gefrühstückt und stopft sich so eben mit trockenem Brode voll.“

„Ja, gnädiger Herr, und nur gewürzt durch den saftigen Geruch, hat mir dieses trockene Brod das köstlichste Gericht geschienen.“

In diesem Augenblicke schlug es zwölf Uhr.

„Zwölf Uhr!“ rief der Haushofmeister, „der wunderbare Koch hat mir empfohlen, Ihnen auf den Schlag zwölf Uhr zu serviren. Das Couvert ist auf einem Tisch schon bereit; ich will es bringen.“

„Gut, Pablo,“ sagte der Domherr mit einer gefaßten Miene; „mein Schicksal soll in Erfüllung gehen! . . Das Wunder, wenn es ein Wunder gibt, wird sich bewerkstelligen, wenn es sich bewerkstelligen soll; denn ich schwöre Dir, trotz Alles dessen, was Du mir erzählt, habe ich nicht den geringsten Appetit; mein Magen ist schwerfällig, mein Mund teigicht. Gehe, Pablo, ich warte.“

Es lag eine Resignation voll Zweifel, Neugierde, Bangigkeit und unbestimmter Hoffnung in dem Ausdruck, mit welchem Don Diego das Wort: „Ich warte!“ sprach.

Bald erschien der Haushofmeister wieder.

Er ging mit einer feierlichen Miene und trug auf einer Platte ein silbernes Rechaud von der Größe eines Tellers, überragt von einer Glocke. Neben dieser Platte sah man ein Krystallfläschchen gefüllt mit einer durchsichtigen Flüssigkeit von Topasfarbe.

Pablo, während er vorschritt, näherte zuweilen seine lange Nase der Glocke, als wollte er die anlocken-

den Ausdünstungen einathmen, die ihr entströmen könnten; endlich setzte er das kleine Rechaud, die Krystallflasche und ein Zettelchen auf den Tisch.

„Pablo," fragte der Domherr auf das Rechaud mit der Glocke deutend, „was für ein Silbergeschirr ist das?"

„Es gehört dem Herrn Appetit, Euer Gnaden; unter dieser Glocke ist ein Teller mit doppeltem Boden, gefüllt mit siedendem Wasser, denn man muß vor Allem heiß essen, sagt der große Mann."

„Und dieses Fläschchen, Pablo?"

„Seine Bestimmung ist auf diesem Zettel angegeben, der Ihnen die Gerichte nennt, gnädiger Herr, die Sie essen sollen."

„Gib mir den Zettel," sagte der Domherr, und er las:

„Perlhühnereier mit Wachtelnfett gebacken und mit einer Kraftbrühe von Krebsen angerichtet.

„NB. Heiß essen, nur einen Bissen aus jedem Ei machen, nachdem es zuvor wohl mit Kraftbrühe befeuchtet worden ist.

„Pianissimo kauen.

„Nach jedem Ei zwei Fingerhut voll von diesem Madeirawein von 1807 trinken, der fünfmal die Fahrt von Rio-Janeiro nach Calcutta gemacht hat.

„Diesen Wein mit Ueberlegung trinken.

„Es ist mir unmöglich, mir nicht die Freiheit zu nehmen, jedes Gericht, das ich dem edlen Don Diego zu schicken die Ehre haben werde, mit einer Flasche dem besonderen Charakter des genannten Gerichts angemessenen Wein zu begleiten."

„Welch ein Mann!" rief der Haushofmeister mit einem Ausdruck tiefer Bewunderung; „welch ein Mann! er denkt an Alles!"

Der Domherr, bei dem die Aufregung immer mehr

zunahm, hob die silberne Glocke mit einer zitternden Hand auf.

Plötzlich verbreitete sich eine köstliche Ausströmung in der Atmosphäre. Pablo faltete die Hände, dehnte seine Nasenflügel unmäßig aus und schaute mit einem gierigen Auge.

Mitten auf dem Teller und halb bespült von einer öligen Kraftbrühe von schöner rother Farbe sah der Haushofmeister vier kleine, runde, weiche Eier, welche noch in ihrem Backfette zu zittern schienen.

Wie sein Haushofmeister von dem köstlichen Geruche dieses Gerichtes betroffen, aß der Domherr buchstäblich mit dem Blicke, und zum ersten Male seit zwei Monaten kitzelte die Velleität eines Appetits seinen Gaumen.

Nichtsdestoweniger zweifelte er noch, denn er glaubte, es sei die trügerische Illusion eines falschen Hungers. Er nahm indessen in einen Löffel eines von den wohl mit der Kraftbrühe befeuchteten kleinen Eiern und schob es in seinen breiten Mund.

„Kauen Sie pianissimo, gnädiger Herr," rief Pablo, der jeder Bewegung seines Herrn mit gewaltigem Herzklopfen folgte. „Kauen Sie langsam, spricht der Zauberer, und trinken Sie sodann von diesem."

Und er goß zwei Fingerhut voll Madeirawein von 1807 in ein Glas so klein wie eine Zwiebelschale und reichte es Don Diego.

O Wunder! o Wunder! o Wunder! die zweite Bewegung eines äußerst langsamen Kauens war kaum vollbracht, als der Domherr seinen Kopf sachte zurückfallen ließ, halb die Augen schloß, wie in einer Art von Extase, und auf seiner Brust seine Hände kreuzte, von denen die eine noch den Löffel hielt, dessen er sich bedient hatte.

„Nun! gnädiger Herr?" fragte lebhaft Pablo, in-

dem er dem Domherrn das Gläschen Madeirawein reichte, „nun?“

Der Domherr antwortete nicht, nahm mit Eile das Glas und führte es an seine Lippen.

„Und trinken Sie hauptsächlich mit Ueberlegung, gnädiger Herr!“ rief Pablo, ein ängstlicher Beobachter der Verordnung des Kochs.

Der Domherr trank in der That mit Ueberlegung, ließ dann seine Zunge an seinem Gaumen schnalzen und hörte, wenn man so sagen darf, einen Augenblick zu, wie er das Bouquet des Weines kostete, das sich wunderbar mit dem Nachgeschmack des Gerichtes verband, welches er genossen hatte; dann aß der Domherr, immer ohne auf die Fragen von Pablo zu antworten, pianissimo die drei letzten Perlhühnereier mit einem nachdenkenden und wachsenden Ergötzen, leerte das Fläschchen Madeirawein und, müssen wir diese Ungereimtheit gestehen? dunkte so gewissenhaft mit seinem Brode die Krebsbrühe aus, von der die Eier bespült worden waren, daß der Boden des Tellers in unbeflecktem Glanze schimmerte.

Hienach wandte sich Don Diego zum ersten Mal an seinen Haushofmeister und rief mit gerührtem Tone, während Thränen in seinen Augen glänzten:

„Ah! Pablo! . .“

„Was gibt es, gnädiger Herr? Diese Gemüthsbewegung . . .“

„Pablo, ich weiß nicht, wer gesagt hat, die größten Freuden haben etwas Melancholisches; derjenige, welcher dies sagte, täuschte sich nicht, denn die Schwäche unserer Natur macht oft, daß wir uns unter dem Gewichte der größten Glücksfälle beugen. So ist es seit zwei Monaten gleichsam das erste Mal, daß ich esse, und daß ich esse, wie ich nie in meinem Leben gegessen habe. Nein! nein! denn siehst Du, mein armer Pablo, keine menschliche Zunge vermöchte die Feinheit, den außerordentlichen Wohlgeschmack dieses scheinbar so ein-

fachen Gerichtes der in Wachtelnfett gebackenen und mit einer Kraftbrühe von Krebsen begossenen Perlhühnereier auszudrücken! Nein! siehst Du, je mehr ich davon genoß, desto mehr fühlte ich meinen Appetit wiedergeboren werden, und gegenwärtig habe ich viel mehr Hunger, als bevor ich gegessen. Und dieser Wein, Pablo, dieser Wein, wie das zerschmolzen ist!"

„Ach! gnädiger Herr," sprach Pablo mit einer kläglichen Miene, „ich kenne den Geschmack dieses Weines nicht, doch ich glaube Ihnen gern."

„Oh! ja, glaube mir, Pablo, das ist zugleich herb und mild; was sage ich, ein Nectar! und wenn Du wüßtest, Pablo, wie sich der Geschmack dieses Weines wunderbar mit dem Wohlgeruch der Krebsbrühe vermählt; das ist idealisch, Pablo, idealisch, sage ich Dir; ich müßte auch strahlen, vor Freude närrisch sein, indem ich so meinen verlorenen Appetit wiederfinde . . . Doch nein, ich fühle mich von einer unaussprechlichen Rührung ergriffen . . . ich weine wie ein Kind! Pablo, Du siehst es, ich weine, ich habe Hunger!"

Man hörte klingeln.

„Was ist das, Pablo?"

„Er ist es, gnädiger Herr."

„Wer?"

„Der große Mann! Er klingelt uns."

„Er!"

„Ja, gnädiger Herr," erwiederte Pablo, während er den Teller wegnahm. „Er versichert, diejenigen, welche essen, müssen der Klingel derjenigen unterworfen sein, welche essen machen, denn diese allein wissen die Stunde, die Minute, den Augenblick, wo jedes Gericht aufgetragen, gekostet werden müsse, um nicht ein Atom von seinem Werthe zu verlieren."

„Es ist sehr tief, was er da sagt! er hat Recht. Lauf also, Pablo . . . Mein Gott! nun klingelt man

abermals! Wenn er sich nur nicht ärgert ... Gehe geschwinde, geschwinde!"

Der Haushofmeister lief, und, gestehen wir das Entsetzliche, von einer verzweifelten Neugierde angetrieben, leckte der Unglückliche mit einer wahren Wuth den Teller ab, den er zurücktrug, obgleich ihn der Domherr blank und glänzend gelassen hatte.

Man kann sich vorstellen, mit welcher immer lebhafteren, immer mehr zunehmenden Ungeduld der Domherr die verschiedenen Gerichte erwartete, aus welchen sein Frühstück bestand.

Jeder Gang war begleitet von einer Verordnung, wie Pablo sagte, und von einer neuen Flasche Wein, welche ohne Zweifel aus dem Keller des seltsamen Koches kam.

Die Sammlung dieser culinarischen Bulletins wird einen Begriff von den wechselreichen Genüssen geben, welche dem Domherrn zu Theil wurden.

Nach der Note, welche die Perlhühnereier ankündigte, entrollte sich folgender Küchenzettel in der Ordnung, in der wir es angeben:

„Forelle aus dem Genfer See mit Butter von Montpellier, in Eis abgekühlt.

„Jeden Bissen von diesem ausgezeichneten Fisch hermetisch in eine Lage von dieser starken Würze hüllen.

„Allegro kauen.

„Zwei Gläser von diesem Bordeauxwein (Sauterne von 1834) trinken; er hat dreimal die Fahrt nach Indien gemacht.

„Dieser Wein will überdacht sein."

„Ein Dichter oder ein Maler hätte aus dieser Forelle mit Butter von Montpellier, in Eis abgekühlt, ein bezauberndes Portrait gemacht," sagte der Domherr zu Pablo. „Sieh diese reizende kleine Forelle, mit rosenfarbigem Fleisch, mit perlmutterartigem Kopfe, wollüstig gelagert auf diesem glänzenden grünen Bette, bestehend aus frischer Butter und feinem Oel, durch das

Eis gefroren, welchen Zuthaten der Dragun, die Zipolle, die Brunnenkresse, die Petersilie diese heitere Smaragdfarbe gegeben haben! Und welch ein Wohlgeruch! Wie die Frische dieser Würze so köstlich mit dem scharfen Geruche der Kräuter contrastirt! Und dieser Sauterne! ein dem Charakter der göttlichen Forelle, welche mir einen wachsenden Appetit verleiht, so wohl angemessener Trank, wie dieser große Küchenmann sagt!"

Nach der Forelle kam ein anderes Gericht mit folgendem Bulletin:

„Filets von schottischem Birkhuhn mit weißen Trüffeln von Piemont (roh in Schnittchen geschnitten).

„Jeden Bissen Birkhuhn zwischen zwei Rädchen Trüffeln einschließen und das Ganze wohl mit der hiebei servirten Sauce à la Perigueux (schwarze Trüffeln) befeuchten.

„Zwei Gläser von diesem Chateau-Margaux 1834. trinken. (Er hat auch die Reise nach Indien gemacht.)

„Dieser Wein offenbart sich in seiner ganzen Majestät nur beim Nachgeschmack.

Weit entfernt, ihn zu stillen, erregten diese Filets von Birkhuhn bis zum Heißhunger den immer mehr wachsenden Appetit des Domherrn, und ohne die tiefe Ehrfurcht, die ihm die Vorschriften des großen Küchenmanns einflößten, hätte er Pablo weggeschickt, um dem Klingeln zuvorzukommen und ein neues Wunder zu holen.

Endlich wurde die Klingel wieder hörbar.

Der Haushofmeister kam bald mit folgender Note zurück, welche ein anderes Gericht begleitete:

„Ginsterralle*) auf einer Kruste à la Sardanapal gebraten.

---

*) Wachtelkönig.

„Nur die Schenkel und den Bürzel von dieser Ralle essen, den Schenkel nicht abschneiden, ihn bei der Pfote nehmen, die denselben endigt, ihn leicht mit Salz bestreuen, scharf über der Pfote tranchiren und Alles, Fleisch und Knochen, zermalmen.

„Laago und fortissimo kauen, beinahe gleichzeitig einen Bissen von den heißen gerösteten Brodschnitten essen, welche mit einer öligen Würzung, einer Combination von Leber und Gehirn von Schnepfe, Gansleber von Straßburg, Rehmark, gestoßenen Sardellen u. s. w., überzogen ist.

„Zwei Gläser von diesem Clos Vougeot von 1817 trinken.

„Diesen Wein mit Gemüthsbewegung einschenken, ihn mit Religion trinken."

Nach diesem eines Lucullus oder eines Trymolcion würdigen Braten, den der Domherr mit Vergötterung und mit einem unersättlichen Hunger verzehrte, erschien der Haushofmeister wieder mit zwei Zwischenspeisen, welche das Bulletin also bezeichnete:

„Morcheln mit feinen Kräutern und Schinken-Essenz; diesen göttlichen Pilz im Munde schmelzen und sich auflösen lassen.

„Pianissimo verschlucken.

„Ein Glas Cote-Rotie 1829 und ein Glas Johannisberger 1724. (welcher aus dem großen Fasse der Bürgermeister von Heidelberg kommt), trinken.

„Es ist nichts in Betreff des Cote-Rotie zu empfehlen; dieser Wein ist stolz, gebieterisch, er imponirt sich.

„Was den hundert und zwanzig Jahre alten Johannisberger betrifft, so muß man sich ihm mit der Ehrerbietung, welche ein Hundertjähriger einflößt, nähern und ihn mit Salbung trinken.

„Zwei süße Zwischenspeisen.

„Bouchées à la Duchesse, mit Ananas-Gelée.

„Amoroso verzehren.

„Zwei bis drei Gläser von diesem Champagner in Eis abgekühlt (Sillery sec, vom Kometenjahrgang) trinken.

„Nachtisch:

„Brie-Käse vom Pachthofe von Estouville bei Meaux.

„Dieses Haus hat vierzig Jahre lang die Ehre gehabt, die Tafel des Herrn Fürsten von Talleyrand zu bedienen, welcher den Brie-Käse für den König der Käse erklärte (das einzige Königthum, dem der große Diplomat bis zu seinem Tode treu geblieben ist).

„Ein paar Gläser von diesem Porto trinken, welcher aus einem Fasse kommt, das unter den Trümmern des großen Erdbebens von Lissabon aufgefunden worden ist.

„Die Vorsehung für diese wunderbare Rettung segnen und sein Glas fromm leeren.

„NB. Nie Obst des Morgens, es kühlt zu sehr ab und belastet den Magen auf Kosten der Abendruhe; sich einfach den Mund mit einem Glase Crème de Barbado von Madame Amphou (1780) ausschwänken und, vom Mittagsbrode träumend, eine leichte Siesta machen.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß alle diese Vorschriften des Kochs, Punkt für Punkt, vom Domherrn befolgt wurden, dessen Appetit wunderbarer Weise, je mehe er genährt war, immer mehr zuzunehmen schien. Endlich, nachdem er bis auf den letzten Tropfen sein Glas Inselnliqueur geleert hatte, fing Don Diego, dessen Ohr scharlachroth, dessen Augen sanft verschleiert, dessen Wange gefärbt waren, an die laue Feuchte und die sanfte Schläfrigkeit einer glücklichen, leichten Verdauung zu empfinden.

„Fühlte ich nicht einen dumpfen Tigershunger, der nur zu frühe zum Ausbruche kommen wird, so würde ich glauben, ich sei im Paradies. Ah! Pablo,

hole mir diesen großen Küchenmann, diesen wahren Zauberer; sage ihm, er möge kommen und sein Werk genießen, er möge die Glückseligkeit beurtheilen, in die er mich versetzt hat; sage ihm besonders, Pablo, wenn ich nicht selbst zu ihm gehe, um ihm meine Bewunderung, meine Dankbarkeit zu bezeigen, so sei dies . . ."

Der Domherr unterbrach sich beim Anblick des culinarischen Künstlers, welcher ungestüm in den Salon eintrat und gerade vor Don Diego, einen seltsamen Blick auf diesen heftend, stehen blieb.

VIII.

Als er den Koch erblickte, der nach dem Gebrauche seiner Profession eine weiße Jacke und eine baumwollene Mütze trug (die alte und hohe classische Schule der Laguipierre, der Morel, der Carême ist der baumwollenen Mütze treu geblieben, während die junge romantische Schule als Kopfbedeckung die Toque von weißer Percaline angenommen hat), stand der Domherr Don Diego auf, machte zwei Schritte gegen den culinarischen Künstler, reichte ihm die Hände und rief mit einer tief bewegten Stimme:

„Seien Sie willkommen, mein Retter, mein Freund, mein theurer Freund. Ja, ich bin stolz darauf, Ihnen diesen Titel zu geben, — Sie haben ihn verdient, denn ich verdanke Ihnen den Appetit, und der Appetit, das ist das Glück, das ist das Leben!"

Der Koch schien nicht sehr empfänglich für den freundschaftlichen Titel, mit welchem ihn der Domherr

beehrte; er blieb stille, die Arme über seiner Brust gekreuzt, die Augen auf Don Diego geheftet; doch im Feuer seiner gastronomischen Dankbarkeit bemerkte dieser das spöttische, wir möchten beinahe sagen, satanische Lächeln nicht, welches über die Lippen des großen Küchenkünstlers schwebte, und fuhr im Ausdrucke seiner Dankbarkeit also fort:

„Mein Freund, von diesem Tage an gehören Sie mir; Ihre Bedingungen werden die meinigen sein. Ich bin reich, das gute Essen ist meine einzige Leidenschaft: ich werde auch für Sie nicht ein Herr, sondern ein Bewunderer sein. Nie, mein lieber Freund, wird man Sie besser geschätzt haben. Sie haben es mir selbst gesagt, Sie arbeiten nur für die Kunst, und Sie beweisen es, denn ich erkläre laut, Sie sind der größte Koch, den es auf der Welt gibt. Das Wunder, welches Sie heute bewerkstelligten, indem Sie mir nicht nur meinen Appetit wiedergaben, sondern denselben, während ich Ihre Meisterwerke genoß, verdoppelten (da ich in diesem Augenblicke noch einmal zu frühstücken im Stande wäre), stellt Sie in meinen Augen außer die Linie. Wir werden uns nicht mehr verlassen, lieber Freund; Alles, was Sie von mir verlangen, bewillige ich Ihnen; Sie werden so viele Gehülfen und Subalterne nehmen, als Sie wollen; ich wünsche Ihnen jede Anstrengung zu ersparen; Ihre Gesundheit ist mir zu kostbar, um sie zu gefährden, denn fortan, ich fühle es hier," — und Don Diego legte seine dicke Hand auf seinen Magen, „fortan vermöchte ich nur durch Sie zu leben, mein lieber Freund, und . . ."

„Also," unterbrach, auf eine sardonische Weise lächelnd, der Koch den Domherrn, „Sie haben also gut gefrühstückt, gnädiger Herr?"

„Ob ich gut gefrühstückt habe, mein theurer Freund, sagen Sie doch, ich verdanke Ihnen den Genuß von fünf Viertelstunden! einen unaussprechlichen Genuß und ohne eine andere Unterbrechung, als die

kurzen Stillstände des Servirens . . und auch diese Unterbrechungen waren voll Reiz. Erwartete ich nicht, zwischen der Hoffnung und der Erinnerung getheilt, mein Vergnügen mit einer unersättlichen Begierde? Sie fragen mich, ob ich gut gefrühstückt? Pablo wird Ihnen sagen, daß ich vor Rührung geweint habe! Das ist meine Antwort."

„Gnädiger Herr, ich habe mir erlaubt, Ihnen einige Accompagnemens von Weinen zu schicken, denn gute Speisen ohne gute Weine, das ist eine schöne Frau ohne Geist; haben Sie diese Weine trinkbar gefunden, gnädiger Herr?"

„Trinkbar! . . Großer Gott! welche Blasphemie! Unschätzbare Muster von allen bekannten Nectaren. . . trinkbar! Weine, deren Werth man nicht bezahlen würde, tauschte man sie Flasche für Flasche gegen flüssiges Gold . . . trinkbar! Ah! mein lieber Freund, Ihre Bescheidenheit ist übertrieben, gerade wie Sie vorhin Ihr ungeheures Talent zu übertreiben schienen. Doch ich erkenne, würde man Ihr Genie bis zur Hyperbel loben, man bliebe immer noch unter der Wahrheit."

„Ich habe noch viele Weine von dieser Qualität," sagte kalt der Koch: „seit fünf und zwanzig Jahren arbeite ich daran, mir einen kleinen Keller auf eine leidliche Art zu versehen."

„Aber, mein Freund, dieser leidliche Keller muß Sie Millionen kosten?"

„Er hat mich nichts gekostet, gnädiger Herr."

„Nichts!"

„Das sind lauter Geschenke, die man meinem demüthigen Talent gemacht."

„Ich wundere mich nicht darüber, mein theurer Freund; aber was gedenken Sie mit diesem Keller, der die Eifersucht eines Königs erregen würde, zu machen? Oh! wenn Sie mir ihn ganz oder theilweise abtreten wollten, ich würde vor keinem Opfer zurückweichen; denn, — wie Sie voll Tiefe gesagt haben, — gute

Speisen ohne gute Weine, das ist eine schöne Frau ohne Geist. Diese Weine begleiten aber so bewunderungswürdig Ihre Erzeugnisse, daß ich . . ."

Der Koch unterbrach Don Diego durch ein spöttisches Gelächter.

„Sie lachen," sagte der Domherr sehr erstaunt; „Sie lachen?"

„Ja, gnädiger Herr, ich lache."

„Und worüber, mein Freund?"

„Ueber Ihre Dankbarkeit gegen mich, gnädiger Herr."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Oh! edler Don Diego, Sie glauben Ihr guter Engel (und ich stelle mir vor, ich sehe ihn dick und bausbäckig, gekleidet wie ich als Koch und Fasanenflügel auf seinem weißen Rücken tragend); ah! Sie glauben, edler Domherr, Ihr guter Engel habe mich zu Ihnen geschickt!"

„Mein lieber Freund," erwiederte der Domherr, der seine Augen weit aufriß und sich durch die immer mehr höhnische Miene des Kochs sehr beunruhigt fühlte, „mein lieber Freund, ich bitte, erklären Sie sich deutlich."

„Edler Domherr, dieser Tag wird ein verhängnißvoller Tag für Sie sein."

„Großer Gott! was sagen Sie?"

„Edler Domherr," sprach der Koch, immer die Arme gekreuzt, den Blick starr, die Miene drohend; und er machte einen Schritt gegen Don Diego, welcher eben so weit mit einer wachsenden Bangigkeit zurückwich, „edler Domherr, schauen Sie mich wohl an."

„Ich . . . ich . . . schaue Sie an, mein Freund," stammelte Don Diego, „aber . . ."

„Wohlan! mein Gesicht wird Sie überallhin, während Ihres Schlafes und wenn Sie wachen, verfolgen. Sie werden mich hier, immer hier vor Ihren Augen sehen, mit meiner baumwollenen Mütze und meiner

weißen Jacke, wie eine phantastische und furchtbare Erscheinung."

„Ah! mein Gott! es ist um mich geschehen!" murmelte erschrocken der Domherr. „Meine Ahnungen täuschten mich nicht; dieser Appetit war zu wunderbar, diese Speisen, diese Weine waren zu übermenschlich, als daß darunter nicht ein erschreckliches Geheimniß, ein höllischer Zauber stecken mußte."

In diesem für ihn so kritischen Augenblick sah der Domherr zu seinem Glück seinen Haushofmeister eintreten.

„Gnädiger Herr," sprach Pablo, „der Rechtsgelehrte ist angekommen, Sie wissen, der Rechtsgelehrte, welcher ..."

„Pablo, bleibe da," rief Don Diego, indem er seinen Haushofmeister beim Arm faßte und zu sich zog; „verlasse mich nicht..."

„Mein Gott! gnädiger Herr, was haben Sie?" versetzte Pablo, „Sie scheinen erschrocken..."

„Oh! Pablo, wenn Du wüßtest..." flüsterte Don Diego mit einer leisen, kläglichen Stimme, ohne daß er die Augen gegen den Koch zu wenden wagte.

„Gnädiger Herr," wiederholte Pablo, „ich sagte Ihnen, der Rechtsgelehrte sei angekommen."

„Welcher Rechtsgelehrte, Pablo?"

„Derjenige, welcher nach den Formen Ihre Klagschrift gegen den Kapitän Horace. als schuldig der Entführung der Senora Dolores, abfassen soll."

„Pablo, es ist mir unmöglich, mich mit diesen Angelegenheiten zu beschäftigen; oh, ich bin nicht recht bei Sinnen ... ich glaube zu träumen. ... Ah! wenn Du wüßtest, was geschieht! .. dieser Koch! .. ah! meine Ahnungen!"

„Gnädiger Herr, dann will ich den Rechtsgelehrten wegschicken?"

„Nein!" rief der Domherr, „nein; denn dieser elende Kapitän Horace ist Schuld an allen meinen Leiden,

Hätte er nicht gemacht, daß ich den Appetit verloren, so würde ich diesen Morgen gefrühstückt gehabt haben, als dieser Versucher in weißer Jacke hier bei mir eindrang, und ich wäre nicht das Opfer seiner Zaubereien gewesen! Nein!" fügte Don Diego mit verdoppeltem Zorne bei: „heiße den Rechtsgelehrten warten; er wird meine Klage sogleich schreiben; zuerst muß ich aber aus der erschrecklichen Verlegenheit herauskommen, in der ich mich befinde," fügte er mit einem ängstlichen Blicke auf den Koch bei, der immer stillschweigend und furchtbar dastand. „Ich muß erfahren, was dieses geheimnißvolle Wesen von mir will; heiße den Rechtsgelehrten in mein Cabinet eintreten und verlasse mich nicht."

Der Haushofmeister sprach ein paar Worte zu der Thüre hinaus zu dem Rechtsgelehrten, welcher sich im anstoßenden Zimmer befand, und der Domherr, der Haushofmeister und der Koch blieben allein.

Don Diego, der sich durch die Gegenwart von Pablo stärker fühlte, suchte einige Sicherheit zu gewinnen und sagte zu dem Manne mit der weißen Jacke, der immer seine spöttische, unempfindliche Miene behielt:

„Mein guter Freund, lassen Sie uns ernsthaft sprechen. Es ist hier nicht die Rede von guten oder bösen Engeln, sondern von einem Manne von ungeheurem Talent (ich meine Sie), den ich mir um jeden Preis beigesellen möchte. Es handelt sich auch um einen göttlichen Keller, für welchen mir kein Opfer zu groß wäre. . . Ich spreche in der vollen Aufrichtigkeit meiner Seele, mein lieber und guter Freund, — antworten Sie mir ebenso."

Dann sagte der Domherr leise zu seinem Haushofmeister:

„Pablo bleibe immer zwischen ihm und mir."

„Ich will also in voller Aufrichtigkeit mit Ihnen reden, Don Diego," erwiederte der Koch, „und vor

Allem wiederhole ich Ihnen, ich werde die Betrübniß, die Verzweiflung Ihres Lebens sein..."

„Sie!"

„Ich..."

„Pablo, Du hörst ihn! Mein Gott, was habe ich ihm denn gethan?" murmelte Don Diego.

„Erinnern Sie sich wohl meiner Worte, Domherr. Nach dem unvergleichlichen Mahle, das ich Ihnen vorgesetzt habe, werden Ihnen die besten Speisen fad, die besten Weine bitter scheinen. Ihr einen Augenblick durch meine Macht wiedererweckter Appetit wird abermals zu nichte werden, wenn ich nicht da bin, um ihn aufzuerwecken."

„Aber, mein Freund," rief der Domherr, „Sie gedenken also ... mich zu ..."

Der Mann mit der baumwollenen Mütze und der weißen Jacke unterbrach abermals den Domherrn und rief:

„Wenn Sie sich der Genüsse erinnern, die ich Ihnen für einen Augenblick habe zu Theil werden lassen, werden Sie sein wie die gefallenen Engel, welche sich der himmlischen Freuden des Paradieses nur erinnern, um ihren Verlust unter Jammergeschrei und Zähneknirschen zu beklagen!"

„Mein guter Freund, ich bitte, ein Wort!"

„Sie werden mit den Zähnen knirschen, Domherr!" rief der Koch mit einer furchtbaren Stimme, welche im Grunde der Seele von Don Diego wie der Lärm der Trompeten des jüngsten Gerichts wiederhallte. „Sie werden sein wie eine Seele... nein, Sie haben keine Seele, Sie werden sein wie ein Magen im Fegefeuer, Sie werden hin- und hergehen, an den ausgesuchten Gerichten, die man Ihnen vorsetzen kann, nur riechen und unter erschrecklichen Seufzern in der Erinnerung an das Frühstück von diesem Morgen ausrufen: „„Ach! ach! mein Appetit ist verschwunden wie ein Schatten; diese ausgezeichneten Speisen ...rde ich nicht mehr kosten!"" In Ihrer Verzweiflung

werden Sie dann abmagern, hören Sie mich, Domherr, Sie werden abmagern."

„Großer Gott! Pablo, was sagt der Unglückliche!"

„Bis jetzt haben Sie, obgleich Sie den Appetit verloren, noch von Ihrem Fett gelebt wie die Murmelthiere im Winter; fortan aber werden Sie den doppelten Angriff durch den Verlust des Appetits und durch das verzweiflungsvolle Beklagen, das ich Ihnen hinterlasse, erdulden. Ich sage Ihnen auch, Sie werden abmagern, Domherr; ja, Ihre Backen werden einsinken; Ihr dreifaches Kinn wird schmelzen wie Wachs in der Sonne; dieser ungeheure Bauch wird platt werden wie ein abgeschwollener Schlauch; diese Gesichtshaut, welche heute wieder aufblühte, wird verwelken, vergelben unter Ihren Thränen, und Sie werden mager, abgezehrt, leichenbleich werden wie ein Einsiedler, der von Wurzeln und klarem Wasser lebt ... hören Sie mich, Domherr!"

„Pablo!" murmelte Don Diego, indem er sich auf seinen Haushofmeister stützte und die Augen schloß, „halte mich ... ich fühle mich auf den Tod getroffen ... mir ist ... als sähe ich mein eigenes Gespenst erscheinen .. so wie es dieser Dämon geschildert hat! Ja, Pablo, ich sehe mich mager ... abgezehrt, .. leichenbleich! .. O mein Gott! das ist gräßlich ... entsetzlich! .. Es ist eine Strafe Gottes für meine Sünde der Schlemmerei!"

„Gnädiger Herr, beruhigen Sie sich," sagte der Haushofmeister.

Und er wandte sich mit einer Mischung von Furcht und Zorn an den Koch und sprach:

„Können Sie es sich zur Aufgabe machen, einen vortrefflichen, verehrungswürdigen Mann wie den edlen Domherrn Don Diego niederzubeugen!"

„Und nun," sagte unbarmherzig der Koch, „Gott befohlen ... auf ewig Gott befohlen!"

„Gott befohlen! auf ewig Gott befohlen?" rief Don Diego, während er mit aller Heftigkeit aufsprang,

als wäre er von einem elektrischen Schlage berührt worden. „Wie! ./. Sie würden mich wirklich auf immer verlassen! Oh! nein, nein, ich errathe nun Alles, indem Sie mich das Bedauern fühlen lassen, welches bei mir Ihr Verlust verursachen würde, wollen Sie Ihre Dienste zu einem höheren Preise anschlagen... Nun! so sprechen Sie, wie viel wollen Sie haben?"

„Ha! ha! ha! ha!" machte der Mann mit der baumwollenen Mütze und der weißen Jacke mit einem mephistophelischen Gelächter, indem er sich langsam nach der Thüre wandte.

„Nein, nein," rief, die Hände faltend, der Domherr; „nein, Sie werden mich nicht so verlassen! .. das wäre Rohheit! .. das wäre Grausamkeit! .. das hieße einen Unglücklichen mitten in einer brennenden Wüste lassen, nachdem man ihm die Wonnen einer Oase voll Schatten, voller Kühle zu erschauen gestattet."

„Sie mußten Ihrer Zeit ein großer Prediger sein, Domherr," erwiederte der Mann mit der baumwollenen Mütze und der weißen Jacke, während er immer weiter nach der Thüre ging.

„Gnade! Gnade!" rief Don Diego mit kläglicher Stimme und in Thränen zerfließend. „Ich wende mich nicht mehr an den Künstler, an den Koch von Genie, sondern an den Menschen; ja, meines Gleichen flehe ich auf den Knieen an (und hier bin ich), nicht einen seiner Brüder in einer unheilbaren Trostlosigkeit zurückzulassen."

„Ja, und hier bin ich auch auf den Knieen," rief der würdige Haushofmeister, der, fortgerissen durch die Gemüthserschütterung seines Herrn, wie dieser niederkniete; „es ist ein armes, demüthiges Geschöpf, welches seine Bitte der des edlen Don Diego beifügt; ach! verlassen Sie ihn nicht, er wird sterben."

„Ja," sprach der Koch mit einem verdoppelten satanischen Gelächter, „er wird sterben, und er wird mager sterben!"

Dieser letzte Spott verwandelte die Verzweiflung von Don Diego in Wuth; er erhob sich rasch, trotz seiner Feistigkeit, stürzte auf den Mann mit der baumwollenen Mütze zu und rief:

„Herbei! Pablo! . . Das Ungeheuer wird für Niemand mehr kochen! sein Tod allein wird mich von seiner höllischen Macht, die mich besessen hält, befreien."

„Gnädiger Herr," rief weniger exaltirt, als sein Herr, der Haushofmeister, „was machen Sie? der Schmerz verwirrt Sie!"

Zum Glück war der Mann mit der weißen Jacke bei der ersten angreifenden Bewegung von Don Diego zwei Schritte zurückgewichen und hatte sich in Vertheidigungsstand mittelst seines Küchenmessers gesetzt, welches er mit der einen Hand schwang, während er mit der andern eine Spicknadel zeigte.

Beim Anblick des furchtbaren Küchenmessers und der Spicknadel, welche so spitzig wie ein Dolch, zerstreute sich die mörderische Erbitterung des Domherrn; doch diese heftigen Gemüthsbewegungen, das Aufwallen seines Blutes, die Beschwerde seiner Verdauung verursachten eine solche Revolution bei ihm, daß er schwankend und bewußtlos in die Arme seines Haushofmeisters sank, welcher, zu schwach, um eine solche Masse aufrecht zu halten, selbst unter dem Gewichte seines Herrn zusammensank und aus Leibeskräften: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" schrie.

Da verschwand der Mann mit der weißen Jacke unter einem letzten schallenden Gelächter, das Satan Ehre gemacht hätte und den Haushofmeister gewaltig erschreckte.

IX.

Es waren mehrere Tage vergangen, seitdem der Domherr Don Diego so unbarmherzig von dem seltsamen, unnachahmlichen Koch, von dem wir gesprochen, verlassen worden war.

Folgende Scene ereignete sich beim Abbé Ledoux zwischen diesem und dem Domherrn.

Die drohenden Weissagungen des Kochs fingen an sich zu verwirklichen. Bleich, niedergeschlagen, die Gesichtshaut vergelbt durch die Enthaltsamkeit, denn alle Speisen kamen ihm fad, ekelhaft vor seit dem wunderbaren Frühstück, von dem er beständig träumte, war Don Diego beinahe nicht mehr zu erkennen; sein ungeheurer Bauch hatte schon seine Rundung verloren. Der arme Mann, dessen Haltung und Physiognomie eine tiefe Niedergeschlagenheit verriethen, antwortete kaum und nur mit einem traurigen Tone auf die Fragen des Abbé Ledoux. Dieser ging mit großer Aufregung in seinem Salon auf und ab, wandte sich mit einem harten, ärgerlichen Ausdruck an den Domherrn und sagte:

„Wahrhaftig, Sie haben nicht die geringste Energie, Don Diego; Sie sind von einer verzweifelten Apathie!“

„Sie können leicht reden,“ murmelte der Domherr mit kläglichem Tone. „Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen! .. Ach! ..“

„Auf! auf! das ist eine Schande!“

„Ueberhäufen Sie mich mit Vorwürfen, Abbé, verfluchen Sie mich; aber was wollen Sie: seitdem mich dieser Verdammte so grausam verlassen hat, lebe ich nicht mehr, esse ich nicht mehr, schlafe ich nicht mehr! Oh! er sagte es mir wohl: „„Die Erinnerung an mich

und mein Gesicht wird Sie überallhin verfolgen, Domherr!"" Und ich denke in der That immer an diese Perlhühnereier, an diese Forelle, an diese geröstete Brodschnitte à la Sardanapal! und ihn sehe ich immer und überall mit seiner weißen Jacke und seiner baumwollenen Mütze. Das ist wie eine Vision. Noch in der vergangenen Nacht habe ich, einem fieberhaften, bewegten Schlafe unterliegend, von diesem Dämon geträumt."

„Immer besser, Domherr!"

„Welch ein Alp! Jesus, mein Gott! welch ein entsetzlicher Alp! Er hatte mir eines von seinen vortrefflichen, göttlichen Gerichten vorgesetzt, welche zu produciren nur er allein das Genie hat. Und er sagte mit seiner höhnischen Miene zu mir: „„Essen Sie doch, Domherr, essen Sie doch!"" Es war, ich erinnere mich dessen, ich sehe es noch vor mir, eine Canne pétière*) in Orangensauce. Ich hatte einen wahren Heißhunger, nahm meine Gabel und mein Messer, um diese anbetungswürdige Canne pétière zu zerlegen. Ich schnitt die außen goldbraunen, innen rosenfarbigen, vom zartesten Fett gemarmorten Lenden ab. Tausend Tröpfchen von einem frischrothen Safte erschienen auf dem Fleische wie eben so viele Thautropfen, so trefflich gar war dieses Wild gebraten... Ich begoß es mit mehreren Löffeln voll von der Orangensauce, deren Dunst alle Papillen meines Gaumens kitzelte. Ich nahm an das Ende meiner Gabel eine von diesen Lenden, einen wahren Königsbissen. Ich öffnete den Mund... plötzlich erscholl ein wildes Hohngelächter meines Henkers, und, Entsetzen! ich hatte am Ende meiner Gabel nur noch ein großes Stück ranzigen, gelben,

---

*) Eugène Sue sagt in einer Note: „Ein seltenes Wildbret von außerordentlichem Wohlgeschmack. In Besance finden sich einige Stellen hierüber."

klebrigen, übelriechenden Speck. „„Essen Sie doch, Domherr, essen Sie doch,““ wiederholte mir mit seiner scharfen Stimme dieser Verfluchte! Und unwillkürlich, trotz meines erschrecklichen Widerwillens, aß ich, Abbé, ich aß von diesem abscheulichen Speck. Hören Sie, wenn ich daran denke, puh! das war gräßlich!.. Und ich erwachte in Thränen zerfließend! Vorgestern ein anderer gräulicher Traum! Es handelte sich um Aalraupenleberpastete .. und ...“

„Gehen Sie zum Teufel, Domherr!“ rief der Abbé, der sich nur mit großer Mühe während der Erzählung vom gastronomischen Alp von Don Diego bezwungen hatte, „Sie würden einem Heiligen durch Ihre Alfanzereien die Verdammniß zuziehen!“

„Alfanzereien!“ rief der Domherr außer sich. „Wie, es sind nun acht Tage, daß ich nur ein paar Löffel voll Chocolade habe zu mir nehmen können, so sehr ekelt mich Alles an... wie! ich hatte das Bewußtsein, daß ich zwei Stunden in den Museen von Chevet und Bontour saß, in der Hoffnung, diese seltenen Sammlungen von Eßwaaren werden vielleicht eine Appetitsvelleität in mir erregen... Und nichts, nichts! Nein, die Erinnerung an dieses himmlische Frühstück war da, immer da, Alles zermalmend, Alles vernichtend, einzig und allein durch diese theure Erinnerung. Ah! Abbé, Abbé! ich habe nie geliebt, doch seit drei Tagen begreife ich, was es Alles Ausschließliches in der Liebe gibt, ich begreife, daß ein leidenschaftlich verliebter Mensch gleichgültig beim Anblick der schönsten Geschöpfe der Welt bleibt, und ach! dreimal ach! nur an den geliebten Gegenstand denkt, den er beklagt!“

„Aber, Domherr,“ rief der Abbé, indem er Don Diego mit Besorgniß betrachtete, „wissen Sie, daß sich das zum Wahnsinn, zur Tollheit neigt!“

„Ei! mein Gott! ich weiß es wohl, Abbé, mein Kopf ist in Verwirrung. Dieser verfluchte Verführer hat mein Leben und meinen Geist mit sich fortgenommen.

Auf der Straße schaue ich allen Vorübergehenden ins Gesicht, so sehr bin ich von der Hoffnung, ihn wiederzufinden, besessen. Großer Gott! wenn mir dieses Glück widerführe! Oh! er wäre nicht unempfindlich für meine Thränen, meine Bitten! „„Grausamer, Treuloser,““ würde ich zu ihm sagen, „„schau mich an! Sieh in meinen Zügen das Merkmal meiner Leiden! Wirst Du mitleidlos sein? Nein, nein, Gnade! Gnade!““

Nach diesen Worten warf sich der Domherr in seinem Lehnstuhl zurück, verbarg sein Gesicht in seinen Händen, und brach in ein Schluchzen aus.

„Mein Gott! mein Gott! wie unglücklich bin ich!“ rief er.

„Doppeltes Thier! er wird noch verrückt werden, wenn er es nicht schon ist,“ sagte der Abbé zu sich selbst. „Ich würde mich nicht darüber beklagen, denn wäre sein Wahnsinn constatirt, so käme er nicht mehr aus unserem Hause, und, im Ganzen genommen, er oder seine Nichte, gleichviel.“

Der Abbé näherte sich dem Domherrn mit Salbung und sprach sanft zu ihm:

„Auf, mein Bruder, seien Sie vernünftig, beruhigen Sie sich; man muß vielleicht in dem, was geschieht, eine Strafe des Himmels sehen.“

„Ich denke das wie Sie, Abbé. Dieser Versucher kam aus der Hölle. Es ist einem menschlichen Geschöpfe nicht gegeben, so zu kochen. Ah! Abbé, ich muß ein großer Sünder sein, denn meine Strafe ist fürchterlich.“

„Sie haben sich in der That zügellos, maßlos einer der garstigsten Todsünden, der Schlemmerei ergeben, mein lieber Bruder, und ich wiederhole Ihnen, der Himmel bestraft Sie, wie es seine Gewohnheit ist, da, wo Sie gesündigt haben.“

„Was ist denn aber im Ganzen mein Verbrechen? Ich habe einfach von den wunderbaren Geschenken des Schöpfers Gebrauch gemacht; denn ich bin es nicht, der

sie, um sie zu genießen, ausdrücklich geschaffen hat, die Fasane, die Ortolane, die Ganslebern, die Lachsforellen, die Trüffeln, die Austern, die Hummer, die Weine von . . ."

„Mein Bruder! mein Bruder!" rief der Abbé, diese Appetit erregende Aufzählung unterbrechend, „mein Bruder, Ihre Worte riechen nach Materialismus, Pantheismus, Ketzerei. Sie sind in keinem Geisteszustande, der ruhig genug wäre, daß Sie mich, wie es sich gebührt, diese gottlosen, abscheulichen Systeme, welche geraden Weges zum Heidenthum führen, widerlegen hören könnten. Doch eine Thatsache ist, daß Sie leiden, mein Bruder; Sie leiden grausam; an uns ist es, Ihre Wunden zu küssen, mein geliebter Bruder, den Honig und den Balsam darauf zu gießen!"

Bei diesen Worten machte der Domherr unwillkürlich eine Grimasse, denn in seiner gastronomischen Monomanie kam ihm diese Idee von Honig und Balsam sonderbar fad und geschmacklos vor.

Der Abbé fuhr fort:

„Lieber Bruder, gehen wir zur Ursache aller Ihrer Uebel zurück."

„Ach! Abbé, das ist der Verlust meines Appetits."

„Es mag sein, lieber Bruder; und wer hat den Verlust Ihres Appetits verursacht?"

„Dieser Elende!" rief zornig der Domherr; „dieser schändliche Kapitän Horace!"

„Es ist wahr! . . . Nun wohl, ich werde Ihnen immer den Grundsatz des Verzeihens der Beleidigungen predigen, mein lieber Bruder; ich werde Ihnen aber auch immer eine unerbittliche Strenge gegen die Gottlosen empfehlen."

„Welche Gottlose meinen Sie?"

„Haben es nicht der Kapitän Horace und einer seiner Matrosen gewagt, über die geheiligten Mauern des Klosters zu steigen, wo Sie Ihre Nichte eingeschlos-

sen? Haben sie nicht die Frechheit gehabt, diese Unglückliche zu entführen, welcher wir zum Glück wieder habhaft geworden sind? Diese Schändlichkeit hätte in andern Zeiten das weltliche Feuer motivirt, doch sie wird mit dem ewigen Feuer bestraft werden."

„Und er wird nun haben, was er verdient, dieser ruchlose Kapitän!" rief der Domherr mit einer grimmigen Miene; „ja, er wird braten, er wird schmoren am kleinen Feuer die Ewigkeit hindurch, im Dämpfer von Satan, wo er, nachdem man ihn mit glühenden Eisen gespickt hat, mit einer Kraftbrühe von geschmolzenem Blei begossen werden wird. Dies wird hoffentlich seine Strafe sein."

„Gut! doch warum sollte man ihn nicht, in Erwartung dieser ewigen Buße, hienieden bestrafen? warum haben Sie die strafbare Schwäche gehabt, auf Ihre Klage gegen diesen Ungläubigen zu verzichten? Ich will Sie durchaus nicht daran erinnern, daß dieser Mensch die erste Ursache von dem ist, was Sie Ihre Uebel nennen, nämlich die Ursache davon, daß Sie Ihren Appetit verloren haben."

„Es ist wahr! ah! das ist ein großer Verbrecher!"

„Dann frage ich Sie noch einmal, warum sind Sie so schwach gewesen, auf Ihre Klage zu verzichten? Sie antworten mir nicht, Sie scheinen verlegen!"

„Es ist ..."

„Was ist?"

„Ach! Abbé, Sie werden mich schelten, mir abermals predigen."

„Erklären Sie sich doch, mein Bruder!"

„Was soll ich Ihnen sagen? es ist seine Schuld; denn seitdem er verschwunden ist, kommen alle meine Gedanken von ihm und kehren zu ihm zurück."

„Wer, er?"

„Dieser Engel oder dieser Teufel."

„Welcher Engel? welcher Teufel?"

„Der Koch!"

„Abermals."

„Immer."

„Aber so erklären Sie sich doch wenigstens," sagte der Abbé, die Achseln zuckend.

„Wohl denn, Abbé, erfahren Sie, daß ich zwei Tage nach dem verhängnißvollen Morgen, wo ich frühstückte, wie ich nie mehr frühstücken werde, in meiner tiefsten Verzweiflung ein geheimnißvolles Billet empfing."

„Und dieses Billet, was enthielt es, mein Bruder?"

„Hier ist es."

„Sie haben es aufbewahrt?"

„Es ist vielleicht von seiner geliebten Hand," murmelte der Domherr mit einer schmerzlichen Melancholie; und er übergab das Blatt dem Abbé, welcher las, wie folgt:

„Domherr,

„Es bleibt Dir vielleicht ein Mittel, mich eines Tags wiederzusehen.

„Du kennst nun die Gerichte, mit denen ich Dich überschütten kann.

„Du kennst aber auch die erschrecklichen Qualen, welche Dich meine Abwesenheit erdulden läßt.

„Weil Du vorgestern diese Qualen noch nicht mit allen ihren Bedrückungen fühltest, so hättest Du das, was ich von Dir erwarte, verweigern können.

„Heute, da Dir Deine vergangenen Leiden für Deine zukünftigen Leiden Gewähr leisten werden, höre mich.

„Diese Leiden kannst Du aufhören machen.

„Du mußt mir zu diesem Ende drei Dinge bewilligen.

„Das erste werde ich heute von Dir verlangen.

„Das zweite in acht Tagen.

„Das dritte in vierzehn Tagen.

„Ich proportionire so die Wichtigkeit meiner Forderungen nach dem Fortschritte Deiner Qualen, denn je

mehr Du leiden wirst, desto mehr wirst Du meine Abwesenheit beklagen, desto gelehriger wirst Du sein.

„Das Erste, was ich von Dir verlange, ist:

„Stelle dem Ueberbringer dieses Billets Deine Verzichtleistung auf jede gerichtliche Verfolgung gegen den Kapitän Horace zu.

„Gib mir durch diese Urkunde einen Beweis von Deinem Wunsche, mich zu befriedigen, und dann darfst Du hoffen, wiederzufinden:

„Appetit."

X.

Als der Abbé Ledour das Billet zu Ende gelesen hatte, dachte er einen Augenblick stillschweigend nach, während der Domherr, die letzten Worte des Briefes wiederholend, mit Bitterkeit sagte:

„Und dann darfst Du Appetit wiederzufinden hoffen. Welche grausame Ironie liegt in diesem unbarmherzigen Calembour!"

„Das ist seltsam," sprach der Abbé ganz nachdenkend. „Und Sie haben den Ueberbringer dieses Briefes gesehen, Don Diego?"

„Ob ich ihn gesehen habe! Konnte ich die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, versäumen?"

„Nun?"

„Es war, als spräche ich Hebräisch mit diesem Dummkopf. Auf meine dringendsten Fragen antwortete er mir mit einer einfältigen Miene, und ich konnte weder den Namen, noch die Adresse der Person, welche

mir, dieses Billet geschickt hatte, aus ihm herausbringen."

„Also, um dem zu gehorchen, was Ihnen dieser Brief einschärfte, haben Sie auf Ihre gerichtliche Verfolgung gegen den abtrünnigen Kapitän Horace verzichtet?"

„Ja, denn einen Augenblick hoffte ich durch meine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche desjenigen, welcher mein Leben in seinen Händen hält, dieses Felsenherz zu erweichen; aber, ach! diese Nachgiebigkeit hat ihn nicht gerührt."

„Welche Beziehungen können denn zwischen dem verdammten Koch und dem Kapitän Horace bestehen?" sagte der Abbé abermals überlegend zu sich selbst. „Das verbirgt eine Intrigue."

Dann, nach einem neuen Stillschweigen, fügte er bei:

„Don Diego, hören Sie mich an: ich sage nicht, Sie sollen auf die Hoffnung verzichten, eines Tags in Ihrem Dienste den Koch zu haben, den Sie so sehr schätzen; ich werde nicht auf den Gefahren beharren, von welchen Ihr Heil in Folge Ihrer abscheulichen Schlemmerei bedroht ist: Sie sind gegenwärtig in einem solchen Zustande übermäßiger Aufregung, daß Sie mich nicht begreifen würden."

„Ich befürchte es, Abbé."

„Ich, ich bin dessen sicher, Domherr; ich werde also bei Ihnen verfahren, wie man, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, bei den Monomanen verfährt. Ich werde mich für die Gegenwart in Ihren Gesichtspunkt stellen, so sonderbar er sein mag. Ich beweise Ihnen auch, daß Sie gerade das Gegentheil von dem gethan haben, was Sie thun mußten, um diesen Menschen zu beherrschen, der, wie Sie sagen, über Ihr Schicksal verfügt."

„Erklären Sie sich, mein lieber Abbé."

„Nach Allem dem, was Sie mir anvertraut haben,

bedarf dieser Koch offenbar keines Platzes; von Ihrer Lieblingsneigung unterrichtet, hat er nur einen Vorwand gesucht, um sich bei Ihnen einzuführen; beweist Ihnen seine Connivenz mit dem Kapitän Horace nicht, daß ihr Plan zum Voraus festgestellt war, und daß sie sich Ihrer Schlemmerei zu bedienen gedachten, um Macht über Sie zu erlangen?"

„Großer Gott!" rief Don Diego, „das ist ein Lichtstrahl."

„Gestehen Sie nun Ihre Verblendung?"

„Welch ein höllisches Complot! welch ein grausamer Macchiavellismus!" murmelte mit Schrecken der Domherr.

Und er fügte mit einer Entmuthigung voll von Bitterkeit und Menschenfeindlichkeit bei:

„So viel Verstellung! so viel Falschheit verbunden mit einem so schönen Genie. O Menschheit! o Menschheit!"

„Ich fahre fort," sagte der Abbé: „durch Ihre ausnehmende Schwäche haben Sie sich schon eines der drei Mittel, auf diesen großen Küchenmann zu wirken, welche Sie besaßen, beraubt, denn er hat, wie er Sie zu benachrichtigen so frech gewesen ist, noch zwei Dinge von Ihnen zu fordern, und er rechnet genug auf Ihre beklagenswerthe Leichtigkeit, um sicher zu sein, dieselben zu erlangen. Sobald aber dieses Ziel erreicht ist, wird er Ihrer spotten, und Sie werden ihn nicht mehr sehen."

„Abbé, das ist unmöglich!"

„Warum?"

„Ich sage Ihnen, Abbé, ein solcher Verrath ist unmöglich! Man muß nicht glauben, die Menschen seien wilde Thiere, Ungeheuer!"

„Ich glaube," erwiederte der Abbé die Achseln zuckend, „ich glaube, daß ein Koch, der Ihnen umsonst Weine die Flasche zu einem oder zwei Louis d'or gibt..."

„Ah!" rief Don Diego, weder ein, noch zwei,

noch zehn Louis d'or würden diese Weine bezahlen! Das ist Nectar, Abbé, sage ich Ihnen."

„Ein Grund mehr; ein Koch, der einen so kostspieligen Nectar an Sie verschwendet, braucht, denke ich, nicht bei Ihnen in Lohndienste zu treten."

„Ich habe ihm nicht nur Lohn, sondern auch meine Freundschaft angeboten, diesem Falschen. Ich habe ihm gesagt: „„Freund, ich werde nicht Ihr Herr, ich werde Ihr Bewunderer sein.""

„Sie sehen, daß er sich ebenso wenig um Ihre Freundschaft, als um Ihre Bewunderung bekümmert."

„Oh! das wäre ein großer Undankbarer!"

„Das mag sein; doch wenn Sie Ihrerseits diesen Undankbaren in Abhängigkeit von Ihnen versetzen wollen, so bleibt Ihnen nur ein Mittel."

„Ihn in Abhängigkeit von mir versetzen! Oh! Abbé, wenn Sie dieses Wunder bewerkstelligen würden! Doch nein! nein! Sie treiben Ihr Spiel mit meiner Leichtgläubigkeit!"

„Das Wunder ist sehr einfach: schlagen Sie durchaus Alles ab, was dieser Mensch von Ihnen verlangt, denn wenn er auch Ihrer Freundschaft oder Ihrer Bewunderung nicht bedarf, so bedarf er doch offenbar sehr Ihrer Verzichtleistung in Betreff der gerichtlichen Verfolgung gegen den Kapitän Horace. Schlagen Sie es also ab; dann werden Sie diesen Menschen in Ihren Händen haben. Ich weiß nicht, wie lange Sie ihn haben werden, doch Sie werden ihn am Ende haben. Wir wollen dann sehen, wie wir Ihre Herrschaft verlängern. Ich bin, wie Sie bemerken, ein Mann von gutem Rathe."

„Abbé, Sie öffnen mir die Augen; Sie haben Recht, indem ich seinen Wünschen widerstehe, werde ich ihn nöthigen, wieder zu mir zu kommen."

„Gestehen Sie das zu?"

„Ich war blind, albern! Doch was wollen Sie, Abbé, die Verzweiflung, die Entkräftung! Der Magen

reagirt so furchtbar auf das Gehirn! Ah! warum habe ich die Schwäche gehabt, diese Verzichtleistung auf die Klage zu unterzeichnen!"

„Es ist noch Zeit, von dieser Maßregel abzugehen."

„Sie glauben, Abbé?"

„Ich bin fest davon überzeugt; ich kenne sehr einflußreiche Personen bei der Obrigkeit."

„Welche Chance! Abbé, welche Chance!"

„Wir haben überall Freunde. Hören Sie nun, was zu thun ist: Sie fassen auf der Stelle eine Klage in guter Form ab; wir deponiren sie sogleich in der Kanzlei des Staatsanwalts. Wir sagen, Sie haben kürzlich, da Sie sehr leidend und nicht bei ruhigem Verstande gewesen, die Verzichtleistung unterzeichnet, doch die Größe des ruchlosen Verbrechens des Kapitän Horace bedenkend, müßten Sie sich gegen Ihren doppelten Character als Domherr und als Vormund zu verfehlen glauben, würden Sie nicht den Räuber der ganzen Strenge der Gesetze überliefern. Fangen Sie mit diesem Acte der Stärke an und Sie werden bald, demüthig und unterwürfig gegen Ihren Willen, diesen Unverschämten, der Ihnen seine Befehle dictirt, zu Ihnen kommen sehen."

„Abbé! theurer Abbé! Sie retten mir das Leben!"

„Warten Sie, das ist noch nicht Alles. Der geheimnißvolle Unbekannte, der sich so sehr für den Kapitän Horace interessirt, muß sich auch für seine Heirath mit Ihrer Nichte interessiren. Diese Intrigue zielt offenbar hierauf ab. Denn sehen Sie, ich wollte hundert gegen eins wetten, daß eines von den zwei Dingen, welche dieser Freche von Ihnen zu verlangen sich vorbehielt, Ihre Einwilligung zu dieser Heirath war."

„Welche Tiefe der Ruchlosigkeit!" rief der Domherr, „welche teuflische Machination! Es ist nicht mehr zu bezweifeln, Abbé, das war der Plan dieses Unglücklichen! Oh! wenn ich ihn meinerseits beherrschen könnte!"

„Das Mittel ist sehr einfach, und überdies wären unter allen Umständen nach den Verzweigungen dieser lichtscheuen Intrigue, deren Ziel Ihre Nichte ist, große Gefahren dabei, daß man sie in Paris ließe, und welchen Entschluß Sie auch in Betreff ihrer fassen mögen . . .“

„Sie wird ins Kloster eintreten,“ rief der Domherr; „das sagt mir in jeder Hinsicht zu; sie hat mir schon genug Plackereien, genug Sorgen verursacht; ich liebe es durchaus nicht, die Rolle eines Komödienvormunds zu spielen.“

„Ihre Nichte wird ins Kloster eintreten; doch sie in Paris lassen heißt sie den Machinationen der Freunde des Kapitän Horace ausgesetzt sein lassen, und Sie wissen, wie groß ihre Verwegenheit ist. Sie würde vielleicht zum zweiten Male entführt. Beurtheilen Sie, welcher neue Verdruß das für Sie wäre!“

„Aber wohin die Verdammte schicken?“

„Sie reise heute noch nach Lyon ab; wir haben in dieser Stadt ein vortreffliches Haus; ist sie einmal dort eingetreten, so ist es für sie unmöglich, hinauszukommen oder mit außen zu communiciren. Hören Sie also, was wir zu thun haben: vor Allem begeben wir uns in den Justizpalast; dort werde ich einen einflußreichen Mann finden, welcher mich dem Staatsanwalt empfiehlt, in dessen Hände Sie Ihre Klage niederlegen; sodann laufen wir ins Kloster; es steht dort immer in den Remisen, für unvorhergesehene Fälle, ein Reisewagen bereit, eine von unseren theuren Schwestern und ein sicherer, entschlossener Mann werden Ihre Nichte begleiten, Sie thun ihr Ihre Befehle kund: in zwei Stunden ist sie auf dem Wege nach Lyon, und vor dem Ende des Tages ist der Kapitän Horace eingesperrt, denn im Glauben, Sie haben auf Ihre Klage verzichtet, mußte er seinen Zufluchtsort verlassen, wo wir ihn Anfangs nicht haben finden können; sobald dieser Ungläubige verhaftet und Ihre Nichte außer Paris ist, werden Sie den edlen

Herrn Appetit zu Ihnen laufen sehen, und mit ein wenig Geschicklichkeit, — ich helfe Ihnen, wenn es sein muß, — werden Sie ihn in Ihrer Gewalt halten und benützen, wie Sie wollen."

„Theurer Abbé, Sie sind mein Retter," rief der Domherr, während er mit einem von Hoffnung strahlenden Gesichte aufstand; „Sie sind ein erhabener Mann; der Pater Benedict sagte es mir wohl in Cadix. Gehen wir! gehen wir! ich überlasse mich blindlings Ihren Rathschlägen; Alles sagt mir, sie seien vortrefflich, und sie werden auf immer in meine Gewalt denjenigen bringen, welcher für mich zugleich ein Engel und ein Teufel ist."

„Gehen wir, mein lieber Don Diego," sprach der Abbé, indem er hastig seinen Hut nahm und den Domherrn fortzog.

In dem Augenblick, wo der Abbé die Thüre des Salon öffnete, fand er sich von Angesicht zu Angesicht dem Doctor Gasterini gegenüber, welcher vertraulich bei dem frommen Manne eintrat, ohne gemeldet worden zu sein.

Der Abbé wollte den Doctor anreden, doch auf einen gewaltigen Schrei, den der Domherr ausstieß, drehte er sich ungestüm um und sah Don Diego bleich, unbeweglich, den Blick starr, die Hände gefaltet; seine Züge drückten zugleich Erstaunen, Zweifel, Angst und Hoffnung aus. Endlich wandte sich der Domherr an den Abbé, der diese Gemüthsbewegung nicht begriff, deutete auf den Doctor und stammelte mit unsicherer Stimme:

„Es ist . . . es ist . . . er . . . der . . . der . . ."

Doch Don Diego konnte nicht mehr sprechen; gebrochen durch die Erschütterung, setzte er sich schwerfällig in einen Lehnstuhl, erbleichte, schloß die Augen und fiel in Ohnmacht.

„Teufel! der Domherr hier?" sagte der Doctor Gasterini zu sich selbst. „Verfluchtes Zusammentreffen!"

Beim Anblick von Don Diego, welcher — ein

wenig rührendes Gemälde — in Ohnmacht fiel, rief der Abbé dem Doctor zu:

„Wahrhaftig, ich glaube, der Domherr befindet sich unwohl! Was hat er denn? Sie kommen zu rechter Zeit, mein lieber Doctor: hier sind Salze, ich will ihn daran riechen lassen."

Kaum hatte er den Flacon unter die weiten Nasenlöcher des Domherrn gehalten, als dieser heftig mit einer Art von Geblöke nieste; dann trat er aus seiner vorübergehenden Vernichtung hervor, kam völlig zu sich, ohne daß er jedoch die Kraft hatte, aufzustehen, wandte seine schmachtenden, ganz in Thränen gebadeten Augen gegen den Doctor und sprach mit einem Ausdruck, den er zornig machen wollte, der aber nur zärtlich war:

„Oh! Grausamer!"

„Grausam!" versetzte der Abbé erstaunt, „und warum nennen sie den Doctor grausam, Don Diego?"

„Ja," sagte der Arzt, der wieder völlig lächelnd und ruhig geworden, „welche Grausamkeit haben Sie mir vorzuwerfen?"

„Du fragst mich das, Undankbarer!" murmelte der Domherr, „Du fragst mich das?"

„Wie! Sie duzen den Doctor!" rief der Abbé, „Sie behandeln ihn als einen Undankbaren?"

„Doctor?" fragte der Domherr, „welchen Doctor?"

„Meinen Freund, mit dem Sie sprechen," erwiederte der Abbé, „meinen Freund hier, den Doctor Gasterini."

„Er!" rief der Domherr, indem er plötzlich aufstand: „ich sage Ihnen, das ist mein Versucher, mein Verführer!"

„Zum Teufel! er sieht ihn überall," sprach ungeduldig der Abbé. „Ich wiederhole Ihnen, daß dieser Herr der Doctor Gasterini, mein Freund, ist."

„Und ich wiederhole Ihnen, Abbé," rief Don Diego, „daß dieser Herr der große Küchenmann ist, von dem ich Ihnen erzählt habe."

„Doctor," sagte lebhaft der Abbé, „in des Himmels Namen, erklären Sie dieses Quiproquo."

„Es ist durchaus kein Quiproquo, mein lieber Abbé."

„Wie so?"

„Der ehrwürdige Domherr spricht die Wahrheit," antwortete der Doctor Gasterini; „vorgestern hatte ich das Vergnügen, bei ihm zu kochen, denn um die Ehre zu haben, sich Gourmand zu nennen, muß man selbst die culinarische Wissenschaft auszuüben verstehen."

XI.

Von Erstaunen ergriffen, schaute der Abbé den Doctor Gasterini an, ohne daß er das, was er hörte, glauben konnte; endlich rief er:

„Wie, Doctor, Sie haben beim Domherrn Don Diego gekocht? Sie? Sie?"

„Ja, ich, mein lieber Abbé!"

„Ein Doctor," sagte der Domherr voll Verwunderung, „ein Arzt!"

„Ja, ehrwürdiger Domherr," erwiederte Gasterini, „ich bin Arzt, was mich nicht abhält, leidlich zu kochen."

„Leidlich!" rief der Domherr, „sagen Sie doch göttlich! Aber was bedeutet . . ."

„Ich begreife Alles!" sprach der Abbé, nachdem er einen Augenblick nachdenkend geschwiegen hatte. „Das Complot war geschickt angezettelt."

„Was begreifen Sie, Abbé? von welchem Complot

reden Sie?“ fragte der Domherr, der es, als sein erstes Erstaunen vorüber war, auch sehr seltsam zu finden anfing, daß ein Arzt ein so ausgezeichneter Koch sein sollte; „ich bitte, erklären Sie sich, Abbé.“

„Wissen Sie, Don Diego,“ sagte der Abbé mit einem bittern, zornigen Lächeln, „wissen Sie, wer der Herr Doctor Gasterini ist?“

„Aber . . .“ versetzte der Domherr stammelnd, indem er seine Stirne abtrocknete, denn er strengte sich übermenschlich an, um dieses Geheimniß zu durchdringen, „Alles dies verwickelt sich so seltsam . .. daß . . .“

„Der Herr Doctor Gasterini,“ rief der Abbé, „ist der Oheim des Kapitän Horace.“

„Sollte das wahr sein!“ sagte erstaunt der Domherr, „der Oheim des Kapitän Horace?“

„Don Diego, begreifen Sie nun den teuflischen Streich, den Ihnen der Doctor gespielt hat? Begreifen Sie, daß er Ihre beklagenswerthe Schlemmerei in Thätigkeit gesetzt hat, um Macht über Sie erlangen, um Sie Anfangs dahin zu bringen, daß Sie auf die gerichtliche Verfolgung gegen seinen Neffen, den Kapitän Horace, verzichteten, und sodann Sie auch ohne Zweifel zu bewegen, daß Sie Ihre Einwilligung zu der Heirath des Kapitäns mit Ihrer Nichte geben würden? Begreifen Sie endlich, in welchem Grade Sie verrathen, bethört worden sind? sehen Sie die Tiefe des Abgrundes, in den Sie beinahe gefallen wären?“

„Jesus, mein Gott! Dieser große Koch ist Doctor! Er ist der Oheim des Kapitän Horace!“ murmelte der Domherr ganz betäubt durch diese Offenbarung. „Er ist kein wahrer Koch! Oh! Täuschung der Täuschungen!“

Der Doctor blieb stumm und unstörbar.

„Nun! sind Sie thöricht genug gewesen!“ rief der Abbé, „haben Sie eine Rolle, welche schmählich, lächerlich genug, gespielt! und glauben Sie, daß der berühmte Doctor Gasterini, einer der Fürsten der Wissenschaft,

der ein Einkommen von fünfzig tausend Livres hat, gegen Lohn als Koch in Ihre Dienste treten wird? hatte ich Unrecht, wenn ich sagte, man treibe ein grausames Spiel mit Ihnen?"

Jedes der Worte des Abbé stachelte den Zorn, den Schmerz, die Verzweiflung des unglücklichen Domherrn immer mehr auf. Die letzte Bemerkung besonders: „Glauben Sie, der berühmte Doctor Gasterini werde gegen Lohn als Koch in Ihre Dienste treten?" brachte einen tödtlichen Schlag den letzten Illusionen bei, welche Don Diego hatte behalten können. Er wandte sich auch an den Doctor und sagte mit einer kaum zurückgehaltenen Wuth zu ihm:

„Oh! mein Herr, mein Herr, Sie sollen sich des Bösen erinnern, das Sie mir angethan haben! Ich werde vielleicht sterben, aber ich werde mich rächen, wenn nicht an Ihnen, doch wenigstens an Ihrem ruchlosen Neffen und an meiner unwürdigen Nichte, welche auch bei diesem schändlichen Complot sein muß."

„Gut, gut; Muth, Don Diego! diese so gerechte Rache wird nicht auf sich warten lassen," sprach der Abbé.

Und er wandte sich mit Ironie an den Arzt:

„Ah! Doctor, Doctor, Sie sind allerdings ein sehr feiner, sehr gewandter Mann, aber Sie wissen, die besten Spieler verlieren oft die schönsten Partien; Sie werden diese verlieren."

„Vielleicht," erwiederte der Doctor seufzend, „wer weiß!"

„Kommen Sie, mein lieber Abbé, kommen Sie," rief der Domherr bleich und außer sich, „kommen Sie zum Staatsanwalt, und dann werden wir die Abreise meiner Nichte beschleunigen."

Und er wandte sich wieder gegen den Doctor um und sagte:

„So treulose, so unredliche Waffen anwenden!

mit diesem abscheulichen Machiavellismus einen vertrauensvollen und harmlosen Mann mißbrauchen! Ich, der ich mit geschlossenen Augen gegessen habe! ich, der ich mich am Rande des Abgrundes ergötzte! Ah! mein Herr, das ist schändlich, doch ich werde mich rächen."

„Und zwar auf der Stelle!" sagte der Abbé. „Auf, folgen Sie mir, Don Diego. Ich bitte tausendmal um Verzeihung, lieber Doctor, daß ich Sie so ungestüm verlasse; doch Sie müssen zugeben, die Augenblicke sind kostbar."

Kochend vor Wuth, schickte sich der Domherr an, dem Abbé zu folgen, als der Doctor Gasterini mit ruhigem Tone zu ihm sagte:

„Ehrwürdiger Domherr, ein Wort, wenn es Ihnen gefällig wäre."

„Wenn Sie ihn anhören, sind Sie verloren, Don Diego," rief der Abbé, den Domherrn fortziehend; „der böse Geist ist nicht hinterlistiger, als dieser höllische Doctor. Urtheilen Sie hierüber nach dem Streiche, den er Ihnen gespielt hat. Kommen Sie, kommen Sie!"

„Ehrwürdiger Domherr," sprach der Doctor, indem er Don Diego beim rechten Aermel nahm, während der Abbé, welcher den würdigen Mann am linken Aermel hielt, ihn fortzuziehen sich anstrengte, „ehrwürdiger Domherr," wiederholte der Doctor, „ich bitte, nur ein Wort!"

„Nein, nein!" rief der Abbé, „fliehen wir, Don Diego, fliehen wir diese verführerische Schlange."

Und er zog fortwährend den Domherrn an seinem Aermel.

„Ein einziges Wort," sagte der Doctor, „und Sie werden sehen, wie sehr Sie dieser liebe Abbé in Beziehung auf mich täuscht."

Und der Doctor ließ den rechten Aermel des Domherrn auch nicht los.

„Der Abbé Ledoux hintergeht mich in Beziehung

auf Sie? das ist doch zu stark!" rief Don Diego. „Wie, mein Herr, Sie wagen . . ."

„Ich will Ihnen beweisen, was ich behaupte, ehrwürdiger Domherr," sagte rasch der Doctor, welcher Don Diego eine unmerkliche Bewegung, um sich ihm zu nähern, machen fühlte.

Die Schwäche des Domherrn befürchtend, zog diesen der Abbé heftig an sich und rief:

„Erinnern Sie sich, Unglücklicher, daß unsere Mutter Eva sich dadurch ins Verderben gestürzt hat, daß sie dem ersten Worte Satans Gehör schenkte! Ich beschwöre Sie, ich befehle Ihnen, mir auf der Stelle zu folgen. Wenn Sie schwach werden, Unglücklicher, nehmen Sie sich in Acht! Eine Secunde mehr, und es ist um Sie geschehen! Gehen wir, gehen wir!"

„Ja, ja, Sie sind mein Retter, reißen Sie mich von hier weg," rief der Domherr, der sich von der festhaltenden Faust des Doctors losmachte; „unwillkürlich unterlag ich schon ich weiß nicht welchem teuflischen Einflusse beim Anblick dieses Dämons; ich erinnerte mich der Perlhühnereier mit der Kraftbrühe von Krebsen, der Forelle mit gekühlter Butter von Montpellier, der himmlischen gerösteten Brodschnitte à la Sardanapal, und eine unselige Hoffnung! . . . Fliehen wir, Abbé, es ist Zeit, fliehen wir."

„Ehrwürdiger Domherr," sprach der Arzt voll Bangigkeit, indem er sich mit allen seinen Kräften am Arme des Domherrn anklammerte, „ich bitte, hören Sie mich an."

„Vade retro, Satanas!" rief der Domherr voll Entsetzen, während er den Händen des Doctors entschlüpfte; und vom Abbé Ledoux fortgerissen, berührte er schon die Thürschwelle, als ihm der Arzt zurief:

„Ich werde Ihnen kochen, so viel Sie wollen und so lange ich lebe, Don Diego. Bewilligen Sie mir nur fünf Minuten, und ich beweise Ihnen, was ich be-

haupte . . . Fünf Minuten . . . Was wagen Sie dabei?"

Bei den magischen Worten: „Ich werde Ihnen kochen, so viel Sie wollen," schien der Domherr an die Schwelle genagelt und rührte sich nicht mehr, trotz der Anstrengungen des Abbé, der zu schwach war, um gegen die Trägheitskraft des dicken Mannes zu kämpfen.

„Sie sind also ganz dumm!" rief der Abbé außer sich. „Sie sind also ein Narr, den man binden müßte!"

„Bewilligen Sie mir fünf Minuten," wiederholte der Doctor, „und wenn ich Sie nicht von der Wirklichkeit meiner Versprechungen überzeugt habe, so lassen Sie Ihrer Rache freien Lauf."

„In der That," sagte der Domherr, indem er sich an den Abbé wandte, „was werde ich wagen?"

„Ah!" Sie wagen nichts mehr! rief der Abbé durch die Schwäche des Domherrn auf das Aeußerste gebracht; „von diesem Augenblicke an sind Sie verloren, der Schande preisgegeben. Gehen Sie, gehen Sie, werfen Sie sich geschwinde in den Rachen des Ungeheuers, doppeltes, dickes Vieh, das Sie sind."

Diese ungeschickt dem Zorne des Abbé entschlüpften Worte verwundeten lebhaft die Eitelkeit von Don Diego; er erwiederte mit einer gereizten Miene:

„Ich werde wenigstens nicht so sehr Vieh sein, daß ich zwischen dem Verluste von fünf Minuten und dem Untergange meiner Hoffnungen, so schwach sie sind, zögere."

„Nach Ihrem Belieben, Don Diego," erwiederte der Abbé, der vor Zorn an seinen Nägeln kaute; „Sie sind ein guter, fetter Thor zum Ausbeuten. Hören Sie, ich schäme mich, daß ich Mitleid mit Ihnen gehabt habe."

„Nicht so sehr Thor, Herr Abbé, nicht so sehr Thor!" sagte der Domherr mit entschiedenem Tone;

„Sie werden es sogleich bemerken, und der Herr Doctor auch, denn er wird sich ohne Zweifel erklären."

„Auf der Stelle," beeilte sich der Doctor zu erwiedern, „auf der Stelle, Don Diego, und zwar sehr deutlich, sehr kategorisch."

„Lassen Sie hören!" sprach Don Diego, indem er mit einer wichtigen Miene die Backen aufblies. „Sie fühlen, mein Herr, daß ich nun mächtige Gründe habe, um mich nicht mit Chimären bezahlen zu lassen, denn ich wäre, wie dieser Herr gesagt hat, ein fetter, guter Thor, wenn ich mich nach so vielen Warnungen durch Sie hintergehen ließe."

„Oh! gewiß!" rief der Abbé in seinem tiefen Aerger, „Sie sind ein tüchtiger Mann, Domherr, und wohl im Stande, gegen diesen Sohn Beelzebubs zu kämpfen."

„Das ist an mich gerichtet, lieber Abbé," versetzte der Doctor, seine spöttische Höflichkeit verdoppelnd. „Wie undankbar sind Sie! ich kam, um Sie daran zu erinnern, daß Sie mir heute bei mir zu speisen versprochen hatten . . . Erlauben Sie, ehrwürdiger Domherr, das ist unserem Gegenstande nicht ganz fremd: Sie werden es sehen."

„Ja, Herr Doctor, ich hatte Ihnen dieses versprochen," erwiederte der Abbé; „aber . . ."

„Sie werden Ihr Versprechen halten, ich bezweifle es nicht, und ich erinnere Sie sogar daran, daß diese Einladung von meiner Seite in Folge einer kleinen Discussion in Betreff der sieben Todsünden gekommen ist. Don Diego, ich bin bei der Frage, Sie müssen es sogleich erkennen."

„Es ist wahr, Herr Doctor," sprach der Abbé mit einem gezwungenen Lächeln, „ich brandmarkte, wie sie es verdienen, die sieben Todsünden, die Ursachen der ewigen Verdammniß für die Unglücklichen, welche sich diesen abscheulichen Lastern ergeben, und in Ihrer Paradoxenwuth wagten Sie zu behaupten, daß . . ."

„Daß die sieben Todsünden Gutes haben, aus einem gewissen Gesichtspunkte, in einem gewissen Maße, und daß die Schlemmerei insbesondere eine bewunderungswürdige Leidenschaft sein könne."

„Die Schlemmerei!" rief der Domherr erstaunt, „die Schlemmerei bewunderungswürdig!"

„Bewunderungswürdig, Don Diego," erwiederte der Doctor, „und zwar in den Augen der weisesten, der aufrichtigst religiösen Menschen."

„Die Schlemmerei," wiederholte der Domherr, der dem Arzte mit einem wachsenden Erstaunen zugehört hatte, „die Schlemmerei!"

„Noch besser, ehrwürdiger Domherr," sprach feierlich der Doctor; „denn für diejenigen, welche im Stande sind, sie auszuüben, wird sie eine gebieterische Humanitätspflicht."

„Eine Humanitätspflicht!" wiederholte der Domherr.

„Und besonders eine Frage der hohen Civilisation und der großen Politik, Don Diego," fügte der Doctor mit einer so ernsten, so aufrichtig überzeugten Miene bei, daß er einen gewaltigen Eindruck auf den Domherrn hervorbrachte, welcher ihm zurief:

„Hören Sie, Herr Doctor, wenn Sie mir nur beweisen könnten, daß . . ."

„Aber sehen Sie denn nicht, daß der Doctor seinen Spott mit Ihnen treibt?" sprach der Abbé, die Achseln zuckend. „Ah! ich sagte es Ihnen ja, unglücklicher Don Diego, Sie sind verloren, auf ewig verloren, sobald Sie sich herbeilassen, solche Albernheiten anzuhören."

„Ehrwürdiger Domherr," fügte der Doctor rasch bei: „fassen wir uns kurz zusammen, nicht durch Raisonnemens, welche Ihnen, ich gestehe es, von meiner Seite scheinbar dünken können, sondern durch Thatsachen, durch Beweise, durch Zahlen. Sie sind zugleich Schlemmer und abergläubisch; Sie haben nicht die Stärke,

Ihrer Begierde nach guten Dingen zu widerstehen; ist dann Ihre Eßlust befriedigt, so befürchten Sie, einen großen Fehler begangen zu haben, was zuweilen für Sie das Vergnügen eines guten Mahles verdirbt und besonders der Ruhe und der Regelmäßigkeit bei Ihrer Verdauung schadet. Ist das wahr?"

„Das ist wahr," antwortete demüthig der Domherr, beherrscht, bezaubert durch die Sprache des Doctors, „das ist nur zu wahr!"

„Wohl denn! Don Diego, ich will Sie, — ich wiederhole, nicht durch Raisonnemens, so logisch sie sein mögen, sondern durch sichtbare, greifbare Thatsachen, durch Zahlen überzeugen: 1. daß Sie, indem Sie Schlemmer sind, eine äußerst philanthropische, civilisirende und politische Sendung erfüllen; 2. daß ich Sie, wann Sie wollen, auf eine noch viel ausgezeichnetere Art, als neulich, essen und trinken machen kann."

„Und ich sage Ihnen," rief der Abbé, erstaunt über die Sicherheit des Doctors, „ich sage Ihnen, daß ich, wenn Sie durch Thatsachen, Zahlen, wie Sie behaupten, beweisen, daß ein Schlemmer sein eine Sendung der Humanität oder der hohen Civilisation und der großen Politik erfüllen heißt, — ich schwöre es Ihnen, ich werde dann der Adepte dieser Philosophie, so albern, so wahnsinnig sie scheinen mag."

„Und wenn Sie mir beweisen, daß Sie mir, und zwar für immer die Pforten des culinarischen Paradieses wiederöffnen können, welche Sie mir vorgestern ein wenig aufgethan haben," rief der Domherr, zitternd von einer unwillkürlichen Hoffnung, „wenn Sie mir beweisen, daß ich eine gesellschaftliche Pflicht erfülle, indem ich mich der Schlemmerei hingebe, so können Sie über mich verfügen; ich werde Ihr Seide, Ihr Sklave, Ihre Sache sein!"

„Das ist nun verabredet, ehrwürdiger Domherr; es ist verabredet, Abbé; Sie sollen befriedigt werden. Gehen wir."

„Gehen?“ versetzte der Domherr; „und wohin, Herr Doctor?“

„Zu mir, Don Diego!“

„Zu Ihnen?“ fragte der Abbé mit mißtrauischer Miene; „zu Ihnen?“

„Mein Wagen ist unten,“ erwiederte der Arzt; „in einer Viertelstunde sind wir an Ort und Stelle.“

„Aber, Herr Doctor,“ sagte der Domher, „warum zu Ihnen gehen? was werden wir dort machen?“

„Nur bei mir allein können Sie die sichtbaren, greifbaren Beweise von dem finden, was ich behaupte, denn ich habe so eben den lieben Abbé daran erinnert, daß heute der 20. November, der Tag der Sitzung ist, zu welcher ich ihn eingeladen. Doch die Stunde rückt vor, gehen wir, mein Herren, gehen wir.“

„Ich weiß nicht, ob ich träume oder wache,“ sagte Don Diego, „doch ich stürze mich mit geschlossenen Augen in den Sch'und.“

„Lieber Doctor,“ fügte der Abbé bei, „Sie müssen der Teufel in Person sein, denn mein Geist, meine Vernunft empören sich gegen Ihre Paradoxen; ich glaube nicht ein Wort von Ihren Versprechungen, und dennoch ist es mir unmöglich, der Begierde, Sie zu begleiten, zu widerstehen.“

Der Domherr und der Abbé folgten dem Doctor, stiegen mit ihm in seinen Wagen, und kamen bald alle Drei nach dem Hause, das er bewohnte.

XII.

Der Doctor Gasterini bewohnte ein reizendes Haus im Faubourg du Roule; er kam bald dahin in Gesellschaft des Domherrn und des Abbé Ledoux.

„In Erwartung der Stunde des Mittagsmahles," sagte der Doctor zu seinen Gästen, „wollen wir einen Gang im Garten machen: das wird mir Gelegenheit bieten, Ihnen die acht Kinder meiner armen Schwester, Neffen und Nichten, vorzustellen, welche ich erzogen und in der Welt wohl untergebracht habe, Alles aus reiner Schlemmerei. Sie sehen, Don Diego, wir sind bei unserem Gegenstand."

„Wie, Herr Doctor," versetzte der Domherr, „Sie haben diese zahlreiche Familie aus Schlemmerei erzogen?"

„Sie bemerken nicht, daß der Doctor fortwährend seinen Spott mit uns treibt," sagte der Abbé die Achseln zuckend; „das ist doch zu stark!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als redlicher Mann," erwiederte der Doctor Gasterini, „und ich will es Ihnen überdies in einem Augenblick durch Thatsachen beweisen, daß ich, wäre ich nicht der größte Schlemmer der Welt gewesen, nicht jedem von meinen Neffen oder jeder von meinen Nichten die vortreffliche Stellung zu schaffen vermocht hätte, die sie als wackere, arbeitsame, ehrliche, verständige Menschen einnehmen, welche, jedes in seiner Sphäre, zur Wohlfahrt des Landes beitragen."

„Das sind also Leute, welche zur Wohlfahrt des Landes beitragen?" sagte der Domherr, indem er den Abbé mit Erstaunen anschaute, „und zwar . . . in Folge der Schlemmerei des Doctors?"

„Nein," rief der Abbé, „was mich ganz in Verwirrung bringt, ist, daß ich solche Paradoxen . . . bis zum letzten Augenblick behaupten höre . . . und . . ."

Doch er unterbrach sich plötzlich und fügte mit Verwunderung einige Schritte vor sich schauend bei:

„Was für ein Gebäude ist denn das, Doctor? ... man sollte glauben, es seien Buden."

„Das ist meine Orangerie," antwortete der Doctor, „und heute wie alle Jahre zu derselben Zeit (an meinem Geburtstage) richtet man hier Buden ein."

„Wie!" sagte der Abbé, „Buden, und wozu?"

„Ei! um hier zu verkaufen, mein lieber Abbé."

„Um zu verkaufen, was und an wen?"

„Was die Gegenstände betrifft, die man verkauft, so werden Sie dieselben sehen; die Käufer aber bestehen aus allen meinen Kunden, welche heute den Abend hier zubringen."

„Wahrhaftig, Doctor, ich verstehe Sie nicht."

„Sie wissen, mein lieber Abbé, daß ich seit langer Zeit oft Buden organisire, in welchen die hübschesten Frauen von Paris den Verkauf betreiben."

„Ah! sehr gut," sagte der Abbé, „und der Ertrag des Verkaufs ist für die Armen."

„So ist es; der Ertrag des Verkaufs von heute Abend ist für die Armen meines Arrondissement bestimmt."

„Und von wem werden diese Buden besorgt?" fragte der Domherr.

„Von den acht Kindern meiner Schwester, Don Diego; sie verkaufen zu dem wohlthätigen Zwecke, den ich Ihnen genannt habe, die Erzeugnisse ihrer Industrie. Doch kommen Sie, meine Herren, und lassen Sie uns eintreten; ich werde die Ehre haben, Ihnen nach und nach meine Neffen und Nichten vorzustellen."

Hierauf führte der Doctor Gasterini seine Gäste in eine große Orangerie ein.

Man sah hier in der That acht Buden. Die grünen

Kasten einer großen Anzahl von riesigen Orangenbäumen bildeten die Umgebung und die Scheidewände dieser Buden, so daß jede derselben als Decke einen Dom von Blätterwerk hatte.

„Ah! Herr Doctor," rief Don Diego, der mit Bewunderung vor der ersten Bude stehen blieb, „das ist herrlich! .. in meinem Leben habe ich nichts Aehnliches gesehen! Das ist zauberhaft!"

„In der That," sprach der Abbé, „es ist ein einziger Anblick!"

Man vernehme, was die Bewunderung der Gäste des Doctor Gasterini hervorrief:

Die Orangenbäume, welche gleichsam die Ringmauer der ersten Bude bildeten, waren geschmückt mit Blätterwerk und Blüthen; auf hölzernen, mit Moos bedeckten Stufen sah man mit trefflichem Geschmacke geordnet eine Sammlung von Obstsorten, von Gemüsen, von Frühgewächsen von seltener Schönheit; goldgelbe Ananasse mit grüner Krone überragten große Körbe mit Trauben von allen Nuancen, vom purpurschwarzen Frankenthal bis zum durchsichtigen, frischrothen Tommery; Pyramiden von Birnen und Aepfeln von den auserlesensten Gattungen und von einer riesenhaften Größe, bunt mit den lachendsten Farben gesprenkelt, hatten als Gipfel eine Anzahl von Bananen so golden, als ob sie die Sonne der Tropenländer gereift hätte. Ferner, Zwergfeigenbäume in Töpfen und bedeckt mit violetten Feigen beherrschten eine seltene Sammlung von Herbstmelonen, von brasilianischen Kürbissen und ungeheuren veilchenblau und weißen Pataten. Kleinere Binsenkörbe waren mit rothen, duftenden Treibhauserdbeeren gefüllt, welche mit den rosenfarbenen Champignons und den ungeheuren ebenholzschwarzen, durch die neue Cultur auf dem Lager erlangten Trüffeln contrastirten. Dann kamen die seltenen Frühgewächse dieser Jahreszeit: grüne Spargeln und bunt gestreifte Lattiche.

Mitten unter diesen Wundern des Pflanzenreichs,

welche sie vollends auf eine pittoreske, reizende Art gruppirte, sah man eine, elegant nach der Mode der Bäuerinnen der Umgegend von Paris gekleidete, schöne Frau.

„Ich stelle Ihnen eine meiner Nichten vor," sagte der Doctor zu seinen Gästen, „Juliette Dumont, Gärtnerin von Frühgewächsen, Früchten in freier Erde und im Treibhause, in Montreuil-sous-Bois.

Und er wandte sich an die junge Frau und fügte bei:

„Mein Kind, sage doch diesen Herren, wie viel Ihr, Du und Dein Mann, Gärtner bei Euren Culturen verwendet?"

„Mein guter Oheim, wir brauchen immer wenigstens zwanzig Menschen."

„Und ihr Lohn?"

„Nach Ihrem Rathe, mein guter Oheim, geben wir ihnen, außer fünfzig Sous fixem Lohn, einen Antheil an unserem Nutzen, um sie mit uns dafür zu interessiren, daß unsere Culturen so gut als möglich gepflegt werden. Wir befinden uns ausgezeichnet gut bei dieser Einrichtung denn unsere Gärtner, welche, wie wir, einen Vortheil bei der Wohlfahrt unseres Etablissement haben, arbeiten mit großem Eifer. In diesem Jahre hat auch ihr Antheil am Gewinn des Hauses ihren Tagelohn auf beinahe fünf Franken gebracht."

„Und die allgemeine Bewegung Eurer Geschäfte, wie viel beträgt sie ungefähr im Jahre, mein Kind?"

„Mein guter Oheim, durch unsere Pflanzschulen von den schönsten Gattungen von Obstbäumen machen wir jährlich für achtzig bis hundert tausend Franken Geschäfte."

„So viel?" rief der Abbé.

„Ja, mein Herr, antwortete die junge Frau, „und es gibt viele Häuser in der Umgegend von Paris und in der Provinz, welche noch stärker sind als das unsere."

Von der Betrachtung dieser so goldenen, so duf-

tenden Früchte, dieser Champignons, dieser Trüffeln, dieser seltenen Frühgewächse in Anspruch genommen, schenkte der Domherr dem ökonomischen Theile der Unterhaltung nur eine zerstreute Aufmerksamkeit, und er gab nur mit Bedauern der Einladung des Doctors nach, als er zu ihm sagte:

„Gehen wir zu einem andern Specimen der Industrie meiner Familie über, Don Diego; denn Jeder schmückt heute auf das Beste seine Waare. Sagen Sie mir auch, ob dieser Bursche nicht ein wahrer Künstler ist?"

Bei diesen Worten bezeichnete der Doctor seinen Gästen die zweite Bude.

Man denke sich mitten in einem mit Seegras und Binsen tapezirten Hüttchen drei große, mit einem Fuß Zwischenraum über einander gestellte und stufenweise an Größe abnehmende Tische von weißem Marmor. Auf diesen mit Seegras bedeckten Platten lag nun eine Sammlung von Muscheln, von Schalthieren und von den schmackhaftesten Seefischen.

Auf der ersten Tablette war eine Art von hohem Grottenwerk, bestehend aus Clovisses, Strandmondschnecken, Austern von Marenne, von Ostende und von Cacale, mit großen Kosten in den Parken fett gemacht. An der Base dieses Grottenwerks bewegten sich langsam Langusten, Hummer, Krabben auf ihren feuchten Schalen.

Auf der zweiten von langem, bläulich-grünem Seegras befransten Tablette fanden sich Fische von einer mittleren Dimension und von einem ausgezeichneten Geschmack: silberne Sardinen, Royans von einem Ultramarin vermischt mit Perlmutter, lebhaft rosenfarbige Seehähne, Bütten mit schneeweißem Rücken und rosenfarbigem Bauch.

Auf der letzten und breitesten von diesen Marmortafeln endlich lagen da und dort wahre Seeungeheuer, enorme Turbots, Riesensalmen, furchtbare Störe, wunderbare Thunfische.

Ein junger Mann mit sonnverbranntem Teint, von offenem, wohlwollendem Gesichte, der an die Züge des Kapitän Horace erinnerte, lächelte freundlich bei dieser herrlichen Ausstellung von Seeproducten.

„Meine Herren, ich stelle Ihnen meinen Neffen Thomas, Fischerpatron in Etretat, vor," sagte der Doctor Gasterini zu seinen Gästen, „und Sie sehen, daß seine Netze nicht nur Sand zurückbringen."

„Ich habe in meinem Leben keine appetitlichere, bewunderungswürdigere Seefische gesehen!" rief Don Diego mit Begeisterung; „das ließe sich roh essen."

„Mein Junge," sagte der Doctor zu seinem Neffen, „diese Herren wünschten zu wissen, wie viel Matrosen Ihr Fischerpatrone für jedes Schiff verwendet?"

„Jedes Fahrzeug verwendet acht bis zehn Mann und einen Schiffsjungen," antwortete der Patron Thomas; „Sie sehen, lieber Oheim, daß dies ein tüchtiges Personal bildet, denkt man an die Zahl der Fischerfahrzeuge auf allen Küsten Frankreichs, von Bayonne bis Dünkirchen und von Perpignan bis Cannes."

„Und welchen Lohn haben Deine Leute, mein Junge?"

„Mein guter Oheim, wir kaufen Schiffe und Netze auf gemeinschaftliche Kosten, wir theilen den Ertrag der Fischerei, und wenn Einer seinen Tod in den Wellen findet, so erben seine Witwe oder seine Kinder seinen Antheil; mit einem Worte, wir leben in Association, Alle für Einen, Einer für Alle; und ich schwöre Ihnen, wenn es sich darum handelt, unsere Schleppnetze auszuwerfen oder sie zurückzuziehen, eine Segel anzubinden oder ein Fahrzeug anzuholen, so gibt es keinen Müßiggänger, Alle sind von Herzen dabei."

„Gut, mein braver Junge," sagte der Doctor. „So ist es, mein ehrwürdiger Domherr," fügte er, indem er sich gegen Don Diego umwandte, bei, „so ist es, wenn man als wahrer Schlemmer Escalopes von Salmen mit Trüffeln oder Filets von Sole

à la venitienne speist! Man begünstigt eine der edelsten Industrien des Landes und man treibt zur Verbesserung unser nationalen Marine an. Dieser Gedanke, ehrwürdiger Domherr, mache Ihnen den Stör leicht, wenn Sie ihn wohl gebraten in seinem Safte, reichlich gespickt mit Bayonner Schinken, in einer Austernsauce mit Madeirawein essen werden."

Bei diesen Worten öffnete Don Diego maschinenmäßig seinen breiten Mund und schloß ihn bald wieder, indem er mit einem Seufzer der Lüsternheit mit seiner Zunge über seine Lippen fuhr.

Zu fein und zu gescheit, um den Gedanken des Doctors nicht zu begreifen, empfand der Abbé Ledoux einen wachsenden Aerger, sagte aber kein Wort. Der Arzt gab sich den Anschein, als bemerkte er den Verdruß seines Gastes nicht. Er nahm Don Diego beim Arme, führte ihn vor die dritte Bude und sagte:

„Offenherzig gesprochen, mein verehrtester Domherr, haben Sie je etwas Zierlicheres, Eleganteres gesehen?"

„Nie! oh! nie!" rief Don Diego vor Bewunderung die Hände faltend, „und die Confiterias meiner Heimath gelten doch für die ersten der Welt."

Es ließ sich in der That nichts Zierlicheres, Eleganteres finden, als diese dritte Bude, in der man in Schalen oder auf Porzellanplatten Alles sah, was die raffinirteste Leckerei in Confituren, Conserven, Bonbons u. s. w. ersinnen kann. Bald umgab der krystallisirte Zucker mit seinen funkelnden Stalactiten die schönsten Früchte; bald bildete er Pyramiden von allen Formen und färbte sich in den lebhaftesten Nuancen, rosa mit Pastillen à la rose, grün mit glacirten Pistazien, gelb mit Fondantes von Citrone; ferner schienen Orangen, Limonen, Cedrats von einem Zuckerschnee bedeckt. Anderswo schimmerten die durchsichtigen Apfelgelées von Rouen und Johannisbeergelées von

Bar im prismatischen Glanze des Rubin und des Topases. Wieder an einem andern Orte dienten breite Platten mit Mandelgebackenem von Marseille so weiß wie frische Sahne als Sockel für Säulchen von Bayonner Chocolade und von Aprikosenteig. Es waren endlich zu sehen Schachteln mit eingemachten Früchten von Touraine, so frisch, als ob sie gerade gepflückt worden wären, und durch die Lebhaftigkeit ihrer Farben den florentinischen Mosaiken von feinen Steinen ähnlich, welche Früchte in Relief vorstellen.

Eine Nichte des Doctor Gasterini, eine hübsche, junge Person, präsidirte bei dieser leckern Ausstellung und empfing ihren Oheim mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

„Meine Herrn," sagte der Doctor zu seinen Gästen, „ich stelle Ihnen meine Nichte Augustine, eine der ersten Confiseuses von Paris vor, eine wahre Künstlerin, welche mit dem Zucker sculptirt und malt, und deren Meisterwerke buchstäblich zu croqiren sind*). Doch diese Probe von ihrer Geschicklichkeit ist nichts: in den vierzehn Tagen vor dem Neujahre wird ihr Magazin in der Rue Vivienne wahrhaft glänzend sein, und ich bin überzeugt, daß sie den Neugierigen Ueberraschungen bereitet."

„Gewiß, mein lieber Oheim," erwiederte lächelnd die hübsche Confiseuse, „wir werden die neusten Bonbons, die reichsten Schachteln, die galantesten Körbchen, die zierlichsten Säckchen haben. Nur für diese Zubehören haben wir eine Werkstätte, wo wir dreißig Arbeiter verwenden, wohl verstanden, ohne alle die in unserem Laboratorium beschäftigten Personen zu rechnen."

„Was haben Sie denn, mein lieber Abbé?" fragte der Doctor den frommen Mann; „Sie scheinen ganz sorgenvoll. Aergert es Sie, zu sehen, daß von der

(* Croquer heißt zugleich knarpeln und skizziren.

Schlemmerei alle Arten von Industrien und Erzeugnissen abhängen, welche von sehr großem Belange in der commerciellen Bewegung Frankreichs sind? „Ah! bei Gott, Sie sind noch nicht am Ende.“

„Gut! gut!“ erwiederte der Abbé mit einer gezwungenen Miene, „ich sehe Sie kommen, abscheulicher Mensch; doch ich werde eine Antwort auf Alles dies haben. Oh! ich sage nicht ein Wort, aber ich denke darum nicht weniger.“

„Ich bin zu Ihren Befehlen für die Erörterung; doch mitlerweile, sehen Sie, Don Diego,“ fügte der Doctor sich an den Domherrn wendend bei, „Sie müssen schon ein wenig überzeugt sein, daß Sie ohne Bedauern die seltensten Früchte, die vortrefflichsten Fische, das auserlesenste Zuckerwerk genießen können. Mehr noch, es ist, wie ich Ihnen vorhin sagte, da Sie reich sind, diese Consumtion von Leckereien eine gebieterische gesellschaftliche Pflicht, denn Sie müssen sich wohl zu etwas nütze machen, indem Sie reichlich, mit Aufwand consumiren, um die Production in Thätigkeit zu setzen, zu belohnen.“

„Und ich fühle mich in meiner Specialität auf der Höhe dieser edlen und patriotischen Sendung!“ rief der Domherr mit Begeisterung. „Sie geben mir das Bewußtsein meiner Pflichten, Herr Doctor.“

„Ich erwartete nicht weniger von der Größe Ihrer Seele, Don Diego,“ erwiederte der Arzt; „doch es wird ein Tag kommen, wo die süße Sendung des Consumenten, welche Sie mit einer so stolzen Uneigennützigkeit annehmen, weiter vertheilt sein wird, und hievon lassen Sie uns ein ander Mal reden, ehrwürdiger Domherr; bevor wir aber zu der folgenden Bude übergehen, muß ich Sie um Nachsicht für meinen Neffen Leonard bitten, der bei der Ausstellung präsidirt, welche Sie nun sehen werden.“

„Warum meine Nachsicht, Herr Doctor?“

„Sehen Sie, mein Neffe Leonard treibt ein etwas verwegenes Gewerbe; aber dahin, wohin man die Neigung hat, muß man sich auch neigen. Dieser Teufelsjunge ist gleichsam als ein Wilder auferzogen worden. Einer Bäuerin, als seiner Amme, übergeben, welche am Saume des Waldes von Senart wohnte, war er lange Zeit so schwächlich, daß ich ihn bis zu einem Alter von zwölf Jahren auf dem Lande verweilen lassen mußte. Der Mann der Bäuerin war ein Wildschütz, und mein Neffe hatte einen so entschiedenen Jagdsinn, als der Leithund eines Weidmanns. Beurtheilen Sie, was aus seiner cynegetischen Leidenschaft unter der Vormundschaft eines solchen Ziehvaters wurde. Mit sechs Jahren brachte Leonard, so schwächlich er war, den Tag im Walde zu und legte den Kaninchen, den Hasen und den Fasanen Schlingen. Wie ein kleiner Mann, weihte er zehn Jahre alt seinen ersten Anstand mit dem Tode eines herrlichen Rehes ein, das er beim Mondschein in einer schönen Winternacht erlegte. Ich wußte damals nichts von Allem dem. Als Leonard zwölf Jahre alt war, schien er mir auch genug erstarkt; ich nahm ihn wieder zu mir und brachte ihn dann in Pension. Nach drei Tagen kletterte er über die Mauern und kehrte nach dem Walde von Senart zurück. Mit einem Wort, Don Diego, nichts konnte die teuflische Leidenschaft dieses Jungen für die Jagd besiegen. Und, bei meiner Treue, ich gestehe, daß ich mich ein wenig zum Mitschuldigen meines Neffen machte, indem ich ihm eines Tags eine von den Flinten von Lefaucheux, diesem genialen Büchsenmacher schenkte, dessen Gewehre so bequem, so vortrefflich sind, daß sie aus Ihnen, mein lieber Abbé, einen so vollendeten Schützen machen würden, als es mein Neffe ist. Er ist übrigens nicht der Einzige. Tausende von Familien leben ebenso vom Ueberfluß an Wildbret der reichen Gutsbesitzer, welche nicht aus Bedürfniß, sondern nur zur Belustigung jagen. Ah! verehrtester Domherr, verzehren Sie eine marinirte

Rehkeule, ein Salmis von jungen Feldhühnern, den Schlägel von einem Fasan (ich thue Ihnen nicht die Beleidigung an, zu glauben, Sie ziehen den Flügel vor), so sagen Sie sich, Sie helfen einer Menge von armen Haushaltungen leben."

XIII.

Der Doctor, nachdem er so zum Lobe der Jagd gesprochen, ging auf die Bude seines Neffen zu und zeigte durch die Geberde dem Abbé und dem Domherrn das bewunderungswürdigste Jägereispecimen, das man sich vorstellen kann.

Die englischen Jagdhüter, große Meister in der Kunst, das Wildbret zu gruppiren und so wirkliche Gemälde von todter Natur zu componiren, hätten die Ueberlegenheit von Leonard anerkannt.

Man denke sich einen sechs bis sieben Fuß hohen knorrigen und ästigen Baumstamm, senkrecht mitten in der Bude errichtet; am Fuße dieses Baumstamms waren auf einem Bette von glänzend grünem Farnkraut ein junges Wildschwein, ein herrlicher zweijähriger Dambock und zwei schöne Rehe gruppirt. Diese Thiere lagen in der Runde, mit dem Kopfe auf dem Bug, als ruhten sie in ihrem Lager im Dickicht des Waldes, und schmückten so den Fuß des Baumes; an belaubten biegsamen Epheubändern hingen von den innern Aesten des Stammes herab Hasen, Kaninchen aus Gehegen, abwechselnd mit aschgrauen wilden Gänsen, jungen Wildenten mit grünem Kopf und weißbefransten Federn; Fasane mit scharlachrother Augenhöhle, mit schielend

blauem Halse und einem Gefieder glänzend wie polirtes Kupfer; silberfarbene Trappen, ein in unseren Klimaten ziemlich seltener Wandervogel; da und dort vermischten sich Stechpalmenzweige mit purpurnen Beeren, Heidekrautzweige mit rosenfarbigen Blüthen anmuthig mit dem so aufgestuften Wildbret; es kamen sodann Gruppen von Schnepfen, von grauen Feldhühnern, von rothen Rebhühnern, von goldfarbigen Regenvögeln, von ebenholzschwarzen Wasserhennen mit gelbem Schnabel; an den letzten Zweigen hing noch kleineres zarteres und Wildbret: Wachteln, Feigendrosseln und Ginsterrallen (diese Könige der Ebene); endlich, ganz am Gipfel des Baumes, schien ein prächtiger Auerhahn, der sich ohne Zweifel von den Ardennen verirrt hatte, seine breiten braunen und blau glacirten Flügel zu öffnen und über dieser Wildbrethekatombe zu schweben.

Leonard, ein schlanker, behender Bursche, mit einem ein wenig falbem Auge, aber von einer offenen, entschlossenen Physiognomie, betrachtete mit verliebten Blicken sein Werk und gab ihm, wenn man so sagen darf, einen letzten Pinselstrich, indem er da und dort das Roth einer Bartavelle*) mit einem grünen Wachholderzweige, oder das Ebenholzschwarz einer Wasserhenne mit dem lebhaften Rosa eines Heidekrautzweiges contrastiren machte.

„Ich habe diese Herren von Deinem abscheulichen Gewerbe unterrichtet, böser Junge,“ sagte lächelnd der Doctor Gasterini zu seinem Neffen Leonard, „der ehrwürdige Domherr und der Herr Abbé werden wohl die Gewogenheit haben, für das Heil Deiner Seele zu beten.“

„Ho! ho! mein lieber Oheim,“ erwiederte Leonard munter, „es ist mir lieber, wenn sie für das Treffen

---

*) Das rothfüßige Rebhuhn.

der ersten Doppelkugel *) beten, die ich von meinem Anstande einem fetten Frischling zusende, von welchem ich Ihnen den Kopf und die Keulen anbieten werde, mein lieber Oheim.“

„Ach! ach! er ist unverbesserlich!“ sagte der Doctor Gasterini; „und leider, verehrtester Domherr, haben Sie keinen Begriff von dem vortrefflichen Geruche, mit dem ein gehörig farcirter Wildschweinskopf und die zierlichen Rückenstücke eines Frischlings, aufgeschüttelt à la Saint-Hubert begabt sind. Ah! Don Diego, wie saftig ist das! Man hat Recht, daß man dieses göttliche Gericht unter die Anrufung des heiligen Patrons der Jägerei stellt. Doch gehen wir weiter,“ sprach der Doctor, indem er dem Domherrn voranschritt, welcher bezaubert, geblendet war durch die für ihn so neue Wildbretausstellung, denn diese Jagdreichthümer sind in Spanien unbekannt.

„Oh! wie groß ist die Natur in ihren Geschöpfen!“ sprach der Domherr; „welche wunderbare Leiter des Geschmacks und der Saftigkeit, von dem dicken, monströsen Wildschweine bis zur Feigendrossel, diesem ausgezeichneten Vögelchen. Ruhm und ewige Dankbarkeit Dir!“ fügte er in Form eines Stoßgebetes bei.

„Bravo! Don Diego!“ rief der Doctor, „nun sind Sie im Wahren.“

„Er ist nun im Materialismus, im Paganismus, im plumpsten Pantheismus,“ sagte der störrige Abbé. „Sie führen ihn in die Verdammniß, Doctor, Sie richten seine Seele zu Grunde.“

„Noch ein wenig Geduld, mein lieber Abbé,“ versetzte der Doctor, während er einen Schritt gegen eine andere Bude machte. „Sogleich werden Sie, trotz Ihres Leugnens, überzeugt sein, daß ich die Wahrheit

---

*) Zwei mit einander verbundene Kugeln machen den Schuß sicherer.

spreche, wenn ich die Vortrefflichkeit der Schlemmerei predige, — oder Sie denken vielmehr wie ich, und Sie finden es geeignet, die Augenscheinlichkeit zu leugnen. Mein verehrtester Domherr, Sie werden nun hier besonders sehen, in welcher Hinsicht die Schlemmerei, welche wir, Sie und ich, anbeten, eine Ursache von einem der großen Fortschritte der Agricultur, der einzigen und wahren Base der Wohlfahrt des Landes, ist. Und hienach stelle ich Ihnen meinen Neffen Mathurin, Pächter auf den salzigen Wiesen, vor, welche allein das des Gourmand würdige Vieh nähren und dem Schlemmer diese unschätzbaren Hammelskeulen, diese souverainen Cotelettes, diese wunderbaren Filets de boeuf geben, um welche uns selbst England beneidet. Ich werde Ihnen auch die Frau meines Neffen Mathurin vorstellen; sie ist gebürtig aus Mans, dieser berühmten Mästungsschule, welche jene Poularden und Kapaunen, eine der Glorien und einen der Reichthümer Frankreichs, producirt."

Allerdings weniger zierlich, weniger glänzend, weniger malerisch als die andern, hatte dagegen die Bude des Pächters Mathurin einen Charakter majestätischer Einfachheit.

Auf großen von Weidenruthen geflochtenen Hürten, bedeckt mit Zweigen von Thymian, Salbei, Rosmarin, Dragun und andern stark aromatischen Kräutern, waren mit einer herkulischen Gewichtigkeit monströse **Rostbeefs**, fabelhafte **Lendenbraten**, wunderbare **Kalbszungen** und von jenen unvergleichlichen **Hammelskeulen** und **Cotelettes** ausgebreitet, welche den Mund der Hunderte von Gästen der Renomée mit dem unübertrefflichen Wohlgeschmacke des Viehs der salzigen Wiesen füllen.

Obgleich roh, war dieses bewunderungswürdige Fleisch, umgeben mit Pflanzen von durchdringendem Geruch, so fein, so kräftig, so lebhaft rosenfarbig, sein mattes Fett war so frisch weiß, so zart, daß Don

Diego auf diese Specimina der Ochsen- und Schafe-Industrie fleischgierige Blicke warf.

Die Pächterin Mathurine präsidirte ihrerseits bei einer nicht minder merkwürdigen Ausstellung. Man bewunderte, halb vergraben unter Büscheln von Brunnenkresse, eine Sammlung von Poularden, Kapaunen, Truthühnern, jungen Hühnern, genannt Tardillons, alle so fett, so fleischig, so rund und mit einer so atlaßartigen Haut, daß mehr als eine hübsche Frau sie um diese Haut beneidet hätte.

„Oh! wie hübsch sind sie! wie bezaubernd sind sie!“ stammelte der Domherr; „oh! das ist, um den Kopf darüber zu verlieren!“

„Ah! Don Diego,“ sprach der Doctor, „was werden Sie erst sagen, wenn einmal die interessante Bläße dieser Poularden am Feuer des Bratspießes vergoldet ist! wenn ausgedehnt, um zu bersten, durch die Trüffeln, welche bläulich unter der Feinheit ihrer Oberhaut erscheinen, diese Haut hochroth wird und die Thränen eines purpurrothen Saftes vergießt, der sich bald durch die langsame Destillirung dieses Fettes moirirt, welches beinahe so vortrefflich als das Wachtelnfett ist.“

„Genug, Doctor!“ rief der Domherr außer sich, „genug, genug! oder ich werfe mich, dem Aergerniß trotzend, auf eine dieser anbetungswürdigen Poularden, ohne den geringsten Respect für die Rohheit.“

„Beruhigen Sie sich, Don Diego,“ erwiederte lächelnd der Doctor, „die Stunde des Mittagsmahles naht, und Sie können dann Ihre Huldigung zwei Schwestern von diesen bewunderungswürdigen darbringen.“

Der Doctor wandte sich dann an seinen Neffen Mathurin und sagte:

„Diese Herren finden die Producte Deiner Weiden und Deines Pachthofes merkwürdig, mein Junge.“

„Diese Herren sind sehr artig, mein lieber Oheim,“ antwortete Mathurin. „Ah! das ist auch auserlesenes

Liebhabervieh. Ich fürchte weder den Engländer, noch den Bewohner der Ardennen, was den Wohlgeschmack meiner Ochsen, meiner Kälber und meiner Hämmel von den salzigen Wiesen betrifft, welche meine kleine Eitelkeit und mein Vermögen bilden. Denn sehen Sie, meine Herren, das letzte Wort der Landwirthschaft ist Fleisch machen, wie wir sagen. Das Vieh erzeugt den Mist, der Mist die Düngung, die Düngung die Fruchtbarkeit der Erde, und die Fruchtbarkeit gibt gute Weide, gutes Futter für das Vieh; Alles dies hält und verkettet sich, und je mehr das Vieh feinfett ist, je besser es für den Gourmand ist, desto besser verkauft es sich, desto besser ist sein Dünger und folglich desto besser ist die Cultur. Das ist wie das Geflügel von Mathurine. Allerdings kostet dies viel Mühe, braucht dies viele Leute auf dem Pachthofe, denn Sie würden vielleicht nicht glauben, meine Herren, daß man, um einen dieser Kapaune oder eine von diesen Poularden zu mästen, dem Thiere fünfzehn bis zwanzig Mal am Tage in seinem Stalle den Schnabel öffnen und es mit Kügelchen von Gerstenmehl und Milch stopfen muß, und dies drei Monate hindurch! Das ist aber auch ein treffliches Product, denn ein Kapaun trägt uns mehr ein, als anderswo ein Hammel oder ein schwaches Kalb eintragen. Man muß indessen mit großer Sorgfalt zu Werke gehen. Nach dem Rathe dieses theuren Oheims, — ein guter Rath, wie es nur immer einen geben kann, — thun wir auch alle Jahre um Weihnachten wie folgt: am Abend, bei der Rückkehr des Viehes, werden die zwei ersten Ochsen, welche in den Stall eintreten, mögen es nun die schönsten oder die am wenigsten schönen der Herde sein (gleichviel, das Loos entscheidet), beiseit gethan; ebenso ist es mit den sechs ersten Kälbern, mit den sechs ersten Schafen, welche in den Stall zurückkommen; sodann öffnet man die Ställe des Geflügels, und die ersten zwölf Kapaune, die ersten

zwölf Poularden, die ersten zwölf Hühner, welche aus den Ställen herauskommen, werden beiseit gethan."

„Wozu?" fragte der Abbé. „Was wird aus diesen so durch das Loos bezeichneten Thieren?"

„Man macht daraus einen Theil, und dieser wird zum Nutzen des Personals vom Pachthofe verkauft. Dieser Nutzen fügt sich dem fixen Lohne bei. Sie begreifen, meine Herren, daß so alle meine Leute ein Interesse dabei haben, daß Vieh und Geflügel, ohne Unterschied, so gut als nur immer möglich gepflegt werden, weil der Zufall allein den Ermuthigungstheil, wie wir es nennen, bezeichnet. Was entsteht hieraus, meine Herren? daß Herde und Geflügel beinahe eben so die Sache meiner Leute, als die meinige werden, denn je mehr der Theil aus schönen Erzeugnissen besteht, desto theurer wird er verkauft und desto mehr Nutzen trägt er meinen Leuten. Nun denn, meine Herren, sollten Sie glauben, daß ich durch den Eifer, durch die Sorgfalt, durch die Thätigkeit, welche meinen Leuten vom Pachthofe die Hoffnung auf diesen Nutzen verleiht, noch mehr gewinne, als ich ihnen überlasse, weil, ich wiederhole es, unser Aller Interesse ein gemeinschaftliches ist, so daß ich, indem ich die Lage dieser wackern Menschen viel besser mache, meinen Vortheil dabei finde."

„Die Moral hievon, Don Diego," sprach der Doctor lächelnd, „ist, daß man so viel als möglich vortreffliche Lendenbraten, zarte Rippchen von den salzigen Wiesen essen und sich mit derselben Aufopferung einer zügellosen Consumtion von Poularden, Kapaunen und Truthühnern hingeben muß, um die interessante Vieh- und Geflügelindustrie in Thätigkeit zu setzen."

„Ich werde mich bemühen, auf der Höhe meiner Pflichten zu sein, Herr Doctor," sprach ernsthaft der Domherr.

„Und sie sind zahlreicher, als Sie glauben, Don Diego, denn es hängt auch von Ihnen ab, daß die

armen Leute besser gekleidet, besser mit Schuhen und Strümpfen versehen sind. Hiezu können Sie besonders dadurch beitragen, daß Sie viele Kalbsgrenadins à la Samaritaine, viele Beefsteaks mit Sardellbutter, viele Schöpsenzungen à la d'Uxelle essen."

„Ah! Herr Doctor," sprach der Domherr, „Sie scherzen."

„Ich rede sehr im Ernste," erwiederte der Doctor, „und ich will es Ihnen beweisen, Don Diego. Mit was macht man die Schuhe?"

„Mit Leder, Herr Doctor."

„Und wer producirt dieses Leder? Sind es nicht die Ochsen, die Schafe, die Kälber? Es ist also augenscheinlich, daß, je mehr man Vieh verzehrt, desto mehr der Preis des Leders sich vermindert und desto mehr die gesunden und guten Fußbekleidungen zugänglich für die armen Leute werden, welche nur Holzschuhe tragen."

„Das ist wahr," sagte der Domherr mit nachdenkender Miene, „das ist wahr."

„Und dann," versetzte der Doctor, „und dann die guten wollenen Kleider, die guten wollenen Strümpfe, aus was sind sie gewoben? aus dem Fließe der Schafe. Je mehr man also Schafe verzehrt, desto wohlfeiler wird die Wolle."

„Ah! Herr Doctor," rief der Domherr fortgerissen von einem Aufschwunge muthiger Philanthropie, „es ist nur zu bedauern, daß man nicht zehn Mahle im Tage machen kann. Ja, ja, das ist, um aus Indigestion zu Beförderung des Glückes von seines Gleichen zu zerplatzen!"

„Ah! edler Don Diego," sprach der Doctor mit innigem Tone, „dies ist vielleicht das glorreiche Märtyrthum, welches Ihrer harrt."

„Und ich werde mich demselben mit Freude, mit Stolz unterziehen!" rief der Domherr begeistert: „es ist süß, für die Menschheit zu sterben."

Der Abbé Ledoux konnte nicht mehr daran zweifeln: Don Diego entging ihm; er gab auch seinen Aerger durch verächtliches Achselzucken und durch zorniges Augenverdrehen kund.

„Oh! mein Gott! Herr Doctor," sagte plötzlich der Domherr, indem er wiederholt seine großen Nasenlöcher erweiterte; „was für ein Appetit erregender Geruch ist denn das?"

„Es ist das Specimen der Industrie meines Neffen Michel, ehrwürdiger Domherr; sie kommt kaum aus dem Ofen; sehen Sie, wie das golden, wie das lecker ist," sagte der Doctor Gasterini.

Und er bezeichnete mit der Geberde dem Domherrn die wunderbarsten Proben von Pastetenbäckerei und von kleinen Kuchen, die man sich vorstellen kann, furchtbare Pasteten von Wildbret, Fisch oder Geflügel; Bouchées mit Krebsschwänzen, Torten mit Früchten, Törtchen mit Confituren und mit Crêmes von allen Arten, rauchende Brioches, Meringuen mit Ananasgelée, in Zucker gebackenes Mandelwerk, Nonugats in der Form von Felsen aufgesetzt, welche Tempel von Candiszucker trugen; zierliche Sultanes, deren Dom von gesponnenem Zucker, ähnlich einem Silberfiligran, ein Bassin von Marzipan à la Vanille voll von einer Rosencrême, einer gepeitschten Crême so leicht als Schaum, erschauen ließ. Uebergehen wir mit Stillschweigen andere wunderbare Leckereien, welche aufzuzählen zu lange wäre, und die der Domherr mit einer stummen Bewunderung betrachtete.

„Die Stunde des Mittagsmahles naht, und ich muß bald zu meinen Oefen gehen, um den letzten Pinselstrich gewissen Gerichten zu geben, welche ich durch meine Schüler anlegen lasse," sagte der Doctor zu seinem Gaste. „Um Ihnen die Wichtigkeit dieses so reizenden Industriezweiges zu beweisen, werde ich mich auch auf eine einzige Frage beschränken."

Und er wandte sich an seinen Neffen:

„Mein Junge, sage dem Herrn, wie viel Du für das Pastetenbäckereigeschäft bezahlt hast, welches Du in der Rue de la Paix betreibst.“

„Sie wissen es wohl, lieber Oheim, denn Sie haben mir das für diese Erwerbung nothwendige Geld vorgestreckt,“ erwiederte Michel, dem Doctor Gasterini freundlich zulächelnd.

„Bei meiner Treue, Junge, da Du es mir längst gänzlich zurückbezahlt, so habe ich die Summe vergessen.“

„Zweimal hundert tausend Franken, mein lieber Oheim. Und ich habe ein vortreffliches Geschäft gemacht. Das Haus ist gut, denn mein Vorgänger hat bei diesem Handel zwanzig tausend Livres Einkommen in zehn Jahren gewonnen.“

„Zwanzigtausend Livres Einkommen!“ rief Don Diego mit Erstaunen, „zwanzigtausend Livres Einkommen!“

„Sehen Sie, ehrwürdiger Domherr, wie man Kapitalien schafft indem man heiße Pasteten à la financière oder Pistazienbabas ißt. Wollen Sie nun etwas wahrhaft Großartiges sehen? denn diesmal handelt es sich um eine Industrie, welche nicht nur die Interessen beinahe aller Gegenden Frankreichs berührt, sondern sich auch auf einen großen Theil von Europa und vom Orient, das heißt auf Deutschland, Italien Griechenland, Spanien und Portugal erstreckt. Eine Industrie, welche ungeheure Kapitalien in Umlauf bringt, welche ganze Bevölkerungen beschäftigt, und deren Erzeugnisse ersten Ranges zuweilen fabelhafte Preise erreichen; eine Industrie endlich, welche hauptsächlich für die Schlemmerei das ist, was die Seele für den Körper, der Geist für die Materie! Schauen Sie und verehren Sie, Don Diego, denn hier sind die jüngsten schon sehr alt.“

Sogleich nahm der Domherr instinctartig seinen Hut ab und beugte ehrerbietig sein Haupt.

„Ich stelle Ihnen meinen Neffen Theodor, Com-

missionär in französischen und in fremden Weinen, vor," sagte der Doctor zum Domherrn.

In dieser Bude nichts Glänzendes, nichts Schimmerndes; einfache Etagères, beladen mit staubigen Flaschen und auf jeder Etagère Ueberschriften in rothen Buchstaben auf schwarzem Grunde, wo man folgende Worte von einem bezeichnenden Laconismus las:

Frankreich.

Chambertin (Komet). — Clos-Vougeot — 1813. — Volney (Komet). — Nuits — 1820. — Pomard — 1834. — Chablis — 1834. — Pouilly (Komet). — Chateau-Margot — 1818. — Haut-Brion — 1820. — Chateau-Laffitte — 1834. — Sauterne — 1811. — Grave (Komet). — Rouissillon — 1800. — Tavel — 1802. — Cahors — 1793. — Lunel — 1814. — Frontignan (Komet). — Rivesaltes — 1831. — Aï mousseux — 1820. — Aï rose — 1831. — Sillery sec (Komet). — Eau-de-vie de Cognac — 1737. — Anisette de Bordeaux — 1804. — Ratafia de Louvres — 1801.

Deutschland.

Johannisberger — 1779. — Rüdesheimer — 1747. — Hochheimer — 1760. — Tokayer — 1797. — Wermuthwein — 1801. — Ungarwein — 1783. — Kirschenwasser vom Schwarzwald — 1801.

Holland.

Anisette — 1821. — Rother Curaçao — 1805. — Weißer Curaçao — 1820. — Genièvre — 1799.

Italien.

Lacrymae Christi — 1803. — Imola — 1819.

Griechenland.

Cyprien — 1801. — Samos — 1813.

Jonische Inseln.

Marasquin de Xara*).

Spanien.

Val de Penas — 1812. — Xeres sec — 1809. — Süßer Xeres — 1810. — Moscatelle — 1824. — Tintilla de Rota — 1823. — Malaga — 1799.

Portugal.

Porto — 1778.

Insel Madeira.

Madeira — 1810, hat dreimal die Reise nach Indien gemacht.

Cap der guten Hoffnung.

Weine, roth, weiß, gelb 1826.

Während der Domherr in einer tiefen Sammlung des Geistes betrachtete, sagte der Doctor Gasterini zu seinem Neffen:

---

*) Diesen Irrthum wie einige andere in der Classification müssen wir dem Sue'schen Weinhändler zur Last legen. Statt Marasquin de Xara müßte es heißen: Marasquino de Zara. Der Marasquino wird nicht auf einer jonischen Insel, sondern hauptsächlich in Zara in Dalmatien producirt.
D. Uebers.

„Mein Junge, erinnerst Du Dich genau der Summe, welche der Verkauf einiger berühmter Keller betragen hat?"

„Ja, mein lieber Oheim," antwortete Michel. „Der Keller des Herzogs von Sussex in London ist um 280,000 Franken verkauft worden; der Keller von Herrn Laffite in Paris ist, wie ich glaube, um 100 000 Fr. verkauft worden; der von Herrn Lagillière, auch in Paris, um 160,000 Fr."

„Nun, Don Diego," sagte der Doctor zu seinem Gaste, „was denken Sie hievon? Glauben Sie, das sei ein Gräuel, wie es dieser listige Abbé Ledoux versichert, der uns duckmäuserisch beobachtet ... Glauben Sie, sie sei in sich eines Bannfluches würdig, diese Leidenschaft, welche unter Anderem eine Industrie von dieser ungeheuren Bedeutung begünstigt? Denken Sie an die Kosten für Arbeitslohn, Transport, Erhaltung, auf welche sich solche Keller belaufen müssen! Wie viel Leute haben von den Kapitalien gelebt, die sie repräsentirten!"

„Ich denke," rief der Domherr, „ich denke, ich war ein Blinder, ein Wahnsinniger, daß ich das ungeheure industrielle, politische und sociale Gewicht von dem, was ich that, indem ich mit Auswahl aß und trank, nicht begriffen habe. Ich denke, daß nun das Bewußtsein, ich erfülle eine Sendung von öffentlichem Interesse, wenn ich mich einer zügellosen Schlemmerei hingebe, für meinen Appetit ein köstliches Aperitivum sein wird, und dieses Aperitivum, wem verdanke ich es, wenn nicht Ihnen, Doctor? O edler Denker! o großer Philosoph!"

„Das ist bis zum Wahnsinn getriebene Gastrolatrie *)!" rief der Abbé Ledoux; „das ist Neopaganismus **)!"

---

*) Bauchdienerei.
**) Neuheidenthum.

„Don Diego," sagte der Doctor, „wir werden von der Dankbarkeit, die Sie mir schuldig zu sein glauben, reden, wenn wir einen Blick auf diese letzte Bude geworfen haben. Es handelt sich hier um eine Industrie, der durch ihre hohe Wichtigkeit der Vorzug vor allen denjenigen gebührt, von welchen wir gesprochen haben. Die Frage ist ernst, denn sie hat Beziehung auf den Einfluß der Schlemmerei auf das Gleichgewicht Europas."

„Das Gleichgewicht Europas!" versetzte der Domherr immer mehr erstaunt. „Die Schlemmerei ist von einiger Bedeutung bei dem Gleichgewichte Europas?"

„Ah! ah! Don Diego," sagte der Abbé Ledoux die Achseln zuckend, „wenn Sie auf diesen Versucher hören, so wird er Ihnen noch viel erstaunlichere Dinge beweisen."

„Mittlerweile, mein lieber Abbé, will ich dem edlen Don Diego und auch Ihnen beweisen, daß ich nichts behaupte, was nicht streng wahr ist. Und vor Allem werden Sie mir zugestehen, nicht wahr, daß die Macht der Militärmarine einer Nation, wie die französische, von großem Gewichte in der Wagschale der Geschicke Europas ist?"

„Gewiß," erwiederte der Abbé.

„Sie werden mir zugeben," fuhr der Doctor fort, „daß, je nachdem diese Militärmarine zunimmt oder abnimmt, Frankreichs Einfluß zur See in demselben Verhältnisse verliert oder gewinnt?"

„Offenbar!" sagte der Domherr.

„Schließen Sie doch!" rief der Abbé, „hier erwarte ich Sie."

„Ich schließe also, mein lieber Abbé, daß, je mehr die Schlemmerei Fortschritte macht, je mehr sie für die Menge zugänglich ist, desto mehr die Militärmarine an Stärke und Einfluß gewinnen wird; und dies, Don Diego, werde ich Ihnen beweisen, indem ich Sie nur diese Aufschrift zu lesen bitte."

Ueber dieser Bude, der einzigen, welche nicht ein Neffe oder eine Nichte des Doctors inne hatte, las man in der That die Aufschrift:

Colonialwaaren.

„Colonialwaaren," wiederholte laut der Domherr. Und er schaute den Arzt mit einer fragenden Miene an, während sich der scharfsinnigere Abbé vor Aerger auf die Lippen biß.

„Brauche ich Ihnen zu sagen, ehrwürdiger Domherr," fuhr der Doctor fort, „daß wir ohne Colonien keine Handelsmarine hätten, und ohne Handelsmarine keine Kriegsmarine, da diese sich unter den Matrosen von den Handelsschiffen rekrutirt? Nun! wenn die Schlemmer nicht alle die vortrefflichen Dinge verzehren würden, von denen Sie hier Muster sehen, — Zucker, Kaffee, Vanille, Zimmet, Gewürznelken, Ingwer, Reis, Pistazien, Muskate, Cayenne-Pfeffer, Inseln-Liqueur, Hachayr von Indien u. s. w., was würde, das frage ich Sie, aus unsern Colonien, das heißt aus unserer Seemacht werden?"

„Ich bin geblendet!" rief der Domherr, „ich habe den Schwindel! bei jedem Schritte fühle ich mich um hundert Ellen größer werden."

„Und Sie haben wahrlich Recht, Don Diego," sagte der Doctor, „denn wenn Sie, nachdem Sie beim Nachtisch eine Schlagrahmecrême à la Vanille gekostet haben, auf welche ein Glas Constantia-Wein gefolgt ist, eine Tasse Kaffee schlürfen, worauf Sie mit ein paar Gläschen Inselnliqueur mit Zimmet oder Gewürznelken bereitet schließen, nun, so wachsen Sie heroisch zu der maritimen Größe Frankreichs empor, Sie thun in Ihrer Sphäre so viel, als der Matrose oder der Kapitän, und, was den Kapitän betrifft, Don Diego," fügte der Doctor traurig bei, „ich muß Ihnen bemerken, daß allein

unter allen andern diese Bude leer ist, weil der Kapitän des Schiffes, welches von Indien und den Colonien alle diese leckern Waaren gebracht hat, sich nicht zu zeigen wagt, da er unter der Gewalt Ihrer Rache steht. Damit nenne ich Ihnen meinen Neffen, den Kapitän Horace, verehrungswürdiger Domherr. Er allein fehlt heute bei diesem Familienfeste."

„Ha! verfluchte Schlange!" murmelte der Abbé Ledoux, „wie er auf krummen Wegen zu seinem Ziele kommt! wie er diesen elenden Dummkopf Don Diego zu umstricken gewußt hat!

Beim Namen des Kapitän Horace bebte der Domherr und schwieg einen Augenblick nachdenkend.

XII.

Der Domherr, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, reichte dem Doctor Gasterini seine dicke, vor Aufregung zitternde Hand und sagte zu ihm:

„Herr Doctor, der Kapitän Horace hat gemacht, daß ich auf zwei Monate den Appetit verlor; Sie haben mir ihn, wie ich hoffe, für mein ganzes Leben wiedergegeben, und mehr noch, nach Ihrem Versprechen haben Sie mir, nicht durch Scheinraisonnemens, sondern durch Thatsachen, durch Zahlen bewiesen, daß der Schlemmer, wie Sie es mit so viel Tiefe sagten, eine hohe Sendung der Gesellschaft, der Civilisation und der Politik erfüllt; Sie haben mich so von grausamen Gewissensbissen befreit, indem Sie mir das Bewußtsein von der edlen Aufgabe verliehen, welche zu vollbringen die Schlemmerei mir auferlegte, und diese heilige Pflicht werde ich nicht verletzen, Herr Doctor. Ehre und Ruhm

auch Ihnen, Dankbarkeit Ihnen, und ich glaube mich derselben sehr bescheiden zu entledigen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich nicht nur keine Klage gegen den Kapitän Horace anhängig machen werde, sondern daß ich ihm auch von ganzem Herzen die Hand meiner Nichte bewillige."

„Ich sagte es Ihnen ja, Domherr," sprach der Abbé, „ich war fest überzeugt, sobald er Sie einmal in seinen Klauen halte, werde dieser teuflische Doctor aus Ihnen machen, was er wolle. Wo sind nun Ihre schönen Entschlüsse von diesem Morgen?"

„Abbé," erwiederte Don Diego mit entschiedenem Tone, „ich bin kein Kind, ich werde auf der Höhe der Rolle, die mir der Herr Doctor vorgezeichnet hat, zu bleiben wissen." Und er wandte sich an den letzteren und fügte bei: „Mein Herr, Sie werden mir Schreibzeug geben; eine sichere Person wird meinen Brief nehmen, in Ihren Wagen steigen, auf der Stelle meine Nichte aus dem Kloster holen und sie hierher führen."

„Don Diego," erwiederte der Doctor, „Sie sichern das Glück unserer zwei Kinder, die Freude meiner alten Tage und folglich Ihre gastronomische Seligkeit, denn ich werde mein Wort halten: ich werde Sie alle Tage noch besser zu Mittag speisen lassen, als ich Sie neulich frühstücken ließ. Ein Pavillon dieses Hauses wird fortan zu Ihrer Verfügung sein; Sie werden mir die Ehre erweisen, an meinem Tische zu essen, und Sie sehen, daß nach den Gewerben, die ich (mit einer s c h l e m m e r i s c h e n und leckerhaften Prämeditation, wie ich Ihnen sagte,) für meine Neffen und Nichten gewählt habe, meine Speisekammer, meine Küche und mein Keller immer wohl versehen sein werden. Ich werde alt, ich bedarf eines Stabs für mein Alter; Horace und seine Frau sollen mich nicht mehr verlassen; ich werde ihnen meine culinarischen Traditionen zur Aufbewahrung anvertrauen, damit sie sich von Generation zu Generation übertragen; wir wollen alle mit einander leben

und abwechselnd von der Praxis zur Philosophie der Gastronomie übergehen, verehrungswürdiger Domherr."

„Doctor, ich setze den Fuß auf die Schwelle des Paradieses!" rief der Domherr. „Ah! die Vorsehung ist barmherzig, denn sie überhäuft mit Gunstbezeigungen einen armen Sünder wie mich."

„Ketzerei! Gottlosigkeit! Blasphemie!" rief der Abbé Ledoux; „Sie werden verdammt sein! erzverdammt, Domherr! nicht mehr und nicht weniger als Ihr Versucher."

„Ei! mein lieber Abbé," sagte der Doctor, „keine solche Possen! Gestehen Sie doch, daß ich Sie durch meine Raisonnemens überzeugt habe."

„Ich, ich soll überzeugt sein!"

„Gewiß, denn ich fordere Sie auf, Sie und Ihres Gleichen, Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige aus folgendem Dilemma herauszukommen."

„Lassen Sie Ihr Dilemma hören."

„Ist die Schlemmerei eine Abscheulichkeit, so muß die Mäßigkeit bis auf ihre letzten Grenzen getrieben eine Tugend sein."

„Sicherlich," antwortete der Abbé.

„Je mäßiger man also ist, mein lieber Abbé, desto verdienstvoller ist man nach Ihrer Ansicht."

„Offenbar, Doctor."

„Derjenige also, welcher von rohen Wurzeln leben und Wasser trinken würde, in der Absicht, sich zu kasteien, wäre der Typus, der Prototypus eines tugendhaften Menschen?"

„Wer würde daran zweifeln! Sie finden diesen himmlischen Typus in den Einsiedlern."

„Vortrefflich, Abbé! Nach ihren Proselytenmacherideen müssen Sie nun nothwendig wünschen, daß alle Ihre Brüder so viel als möglich sich diesem Typus der idealen Vollkommenheit: e i n e m e i n e H ö h l e b e w o h n e n d e n u n d v o n W u r z e l n l e b e n d e n M e n s c h e n, nähern? Das schöne Ideal Ihrer religiösen Gesellschaft wäre eine Gesellschaft von Höhlenbewohnern

und Wurzelnessern, die sich zum Zeitvertreib eine harte Disciplin auferlegen würden?“

„Gefiele es Gott, daß es so wäre,“ sagte muthig der Abbé; „es gäbe eben so viel Gerechte als Menschen auf der Erde.“

„Vor Allem würde dies den Kalender ein wenig übervoll machen, und sodann hätte das den kleinen Nachtheil, daß es mit einem Schlage die zahlreichen Gewerbsthätigkeiten zerstören würde, von denen wir so eben die Proben bewundert haben, — abgesehen von der Industrie der Weber, welche die Tischtücher weben, von den Silberarbeitern, welche das Silbergeschirr ciseliren, von den Porzellanfabrikanten, welche die Porzellane verfertigen, von den Glasmachern, welche die Krystalle fabriciren, von den Malern, den Vergoldern, welche die Speisezimmer schmücken, von den Tapezirern u. s. w. Kurz, Ihrem Ideale sich nähernd, würde die Gesellschaft drei Viertel der blühendsten Industrien vernichten, was mit anderen Worten zum wilden Zustande zurückkehren hieße.

„Es ist besser, sein Heil im wilden Zustande zu gründen, als die ewigen Strafen dadurch zu verdienen, daß man sich den Genüssen einer verdorbenen und verderblichen Civilisation hingibt,“ erwiederte hartnäckig der Abbé Ledoux.

„Das ist eine erhabene Uneigennützigkeit! Warum überlassen Sie aber dann großmüthig den Andern diese harten Verzichtungen, diese grausamen Entbehrungen, wobei Sie ihnen Ihren Theil am Paradies abtreten und sich damit begnügen, daß Sie hienieden reichlich leben, auf Eiderdunen schlafen, kühl trinken und warm essen? Ah! lassen Sie uns ernsthaft sprechen und gestehen Sie, daß es eine wahre Beleidigung, eine wahre Blasphemie gegen die Freigebigkeiten der Schöpfung ist, die Tausende von schmackhaften, guten Dingen nicht zu genießen, welche sie zur Befriedigung des Geschöpfes bietet.“

„Das sind diese Heiden, diese Materialisten, diese Philosophen!“ rief der Abbé Ledoux, „sie können nicht zugeben, was sie in ihrem höllischen Stolze nicht begreifen.“

„Ja, Credo quia absurdum. Dieses Axiom ist alt wie die Welt, mein lieber Abbé; doch es hält die Welt nicht ab, in der umgekehrten Richtung Ihrer Verzichtungs- und Entbehrungstheorien zu marschiren. Gott sei Dank! die Welt strebt immer nach dem Wohlergehen. Glauben Sie mir, es handelt sich nicht darum, die Menschen darauf zu beschränken, daß sie Wurzeln essen und Wasser trinken; man muß im Gegentheil dahin gelangen, daß die möglichst große Zahl wenigstens gutes Fleisch, gutes Geflügel, gute Früchte, gutes Brod von reinem Weizen ißt und alten Wein trinkt. Die Natur in ihrer unendlichen Weisheit hat den Menschen unersättlich in den Bedürfnissen seines Lebens, in den Strebungen seines Geistes gemacht; und wenn man an die Wunder aller Art denkt, welche der Mensch nur geschaffen hat, um den fünf Sinnen zu gefallen, mit denen ihn die Schöpfung in ihrer Freigebigkeit ausgestattet, so bleibt man von Verehrung ergriffen. Es heißt also unverjährbaren Rechten gehorchen, wenn man mit Eifer durch die Consumtion zur Arbeit und zur Wohlfahrt Aller antreibt, wie ich dem Domherrn sagte, und wenn so viel als möglich Jeder in seiner Sphäre Gutes thut, um ohne zu viel Gewissensbisse zu genießen . . . Doch es ist bald sechs Uhr, kommen Sie in mein Zimmer, Don Diego, um den Brief zu schreiben, der Ihre Nichte hierher berufen soll. Ich werde dann einen letzten Blick in mein Laboratorium werfen, das ich der Sorge meiner ersten Schüler anvertraut habe. Der liebe Abbé wird wohl die Güte haben, mich im Salon zu erwarten, denn es ist mir daran gelegen, daß ich mein Programm vollführe und ihm durch ökonomische Thatsachen nicht nur die Vortrefflichkeit der Schlem-

merei, sondern auch die aller der andern Leidenschaften, welche er Todsünden nennt, beweise."

„Wir wollen sehen, wie weit Sie Ihr ruchloses Paradoxon treiben," sagte unerschütterlich der Abbé. „Ueberdies ist es interessant, alle diese Abscheulichkeiten zu beobachten ... Aber, Doctor, Doctor, vor dreihundert Jahren ... welches Auto-da-Fe hätte man aus Ihnen gemacht!"

„Ein schlechter Braten, mein lieber Abbé. Das ist nicht mehr werth, als der Ertrag der Jagd, die Ihr in der schönen Zeit des Fanatismus auf die Protestanten in den Cevennen machtet. Ein schlechtes Wildbret, Abbé! ... Wir werden uns also sogleich wiedersehen," fügte der Doctor bei, indem er sich entfernte.

Nachdem der Domherr den Brief an die Superiorin des Klosters geschrieben hatte, ging ein Vertrauter des Doctor Gasterini im Wagen ab, um die Senora Dolores Salcedo zu holen und zugleich den Kapitän Horace und seinen getreuen Sans-Plume zu benachrichten, daß sie ihr Versteck verlassen können.

Eine halbe Stunde nach dem Abgange dieses Emissärs waren der Domherr, der Abbé, die Neffen und Nichten von Herrn Gasterini und mehrere andere Gäste im Salon des Doctors versammelt.

XV.

Dolores und Horace kamen bald in geringer Entfernung von einander beim Doctor Gasterini an. Wir überlassen es dem Leser, sich die Freude der zwei Liebenden und den Ausdruck ihrer zärtlichen Dankbarkeit gegen den Doctor und den Domherrn vorzustellen. Die

tiefe Rührung des Letzteren, das Bewußtsein, auf immer das Glück seiner Nichte zu sichern, offenbarte sich bei ihm durch einen Tigershunger; er flüsterte auch mit einer kläglichen Stimme dem Doctor Gasterini ins Ohr:

„Ach! ach! kommen denn die andern Gäste nicht, lieber Doctor? Es gibt Leute von einem abscheulichen Egoismus!“

„Meine Gäste können nun nicht mehr lange ausbleiben, mein lieber Domherr, es ist halb sieben Uhr und man weiß, daß ich mich um sieben Uhr unbarmherzig zu Tische setze.“

Die letzten Eingeladenen des Doctors ließen in der That nicht lange auf sich warten, und ein Kammerdiener meldete nach und nach folgende Namen:

„Der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Senneterre-Maillefort.“

„Die Hoffart,“ sagte leise der Doctor zum Domherrn und zum Abbé, der ein häßliches Gesicht schnitt, indem er sich des Mißgeschicks seines Schützlings, des Herrn von Macreuse, in Beziehung auf Fräulein Baumesnil, die reiche Erbin, erinnerte.

„Wie liebenswürdig sind Sie, Frau Herzogin, daß Sie die Güte gehabt haben, meiner Einladung zu entsprechen,“ sagte der Doctor zu Herminie, welcher er, indem er sie empfing, ehrerbietig die Hand küßte. „Wenn ich Ihnen Alles gestehen soll, Madame, — ich rechnete ein wenig, um Sie zu bestimmen, auf den lieben Stolz, den Herr von Maillefort, Herr von Senneterre und ich so sehr an Ihnen bewundern.“

„Wie so, mein lieber Doctor?“ fragte freundlich Gerald von Senneterre. „Ich weiß wohl, daß ich dem Stolze meiner Frau das Glück meines Lebens zu verdanken habe, aber . . .“

„Unser lieber Doctor hat Recht,“ erwiederte lächelnd Herminie, „ich bin sehr stolz auf die Freundschaft, die er wohlwollend für uns hegt, und ich ergreife jede

Gelegenheit, um ihm zu beweisen, wie empfänglich ich für seine Zuneigung bin, nicht zu erwähnen unserer ewigen Dankbarkeit für die aufopfernde Sorge, die er meinem Sohne und der Tochter von Ernestine gewidmet hat. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr sie es bedauert, heute Abend nicht hier zu sein; doch ihr Zustand vorgerückter Schwangerschaft hält sie zu Hause zurück, und der liebe Olivier, wie sein Oheim und Herr von Maillefort verlassen nicht eine Minute unsere interessante Kranke."

„Nichts gleicht den alten Seeleuten, den duellsüchtigen Marquis und den ehemaligen Soldaten von der Armee in Afrika als Krankenwärtern; dies sei gesagt, ohne die furchtbare Madame Barbançon herabzuwürdigen" erwiederte heiter der Doctor. „Nur werden Sie mir erlauben, Frau Herzogin, nicht ganz Ihrer Ansicht über die Art zu sein, wie Sie so eben meine Worte ausgelegt haben; ich wollte sagen, Ihr Hang zur Hoffart habe mir zum Voraus die Sicherheit gegeben, Sie werden bei mir diese anbetungswürdige Sünde ermuthigen, indem Sie mich stolz darauf machen, daß ich Sie in meinem Hause besitze."

„Und ich, lieber Doctor," rief lachend Gerald von Senneterre, „ich erkläre, daß Sie wüthend bei uns die Sünde der Schlemmerei aufmuntern, denn wenn man einmal bei Ihnen gespeist hat, wird man Gourmand auf ewig."

Das Gespräch des Doctors mit Herminie und Gerald, auf welches Gespräch der Domherr gehorcht hatte, wurde unterbrochen durch die Stimme des Kammerdieners, welcher meldete:

„Herr **Yvon Cloarek**.

„Der **Zorn**," sagte leise der Doctor zum Domherrn, indem er dem alten Korsaren entgegen ging, der trotz seines hohen Alters noch frisch und munter war.

„Es leben die Eisenbahnen! denn ich komme gerade vom Havre, mein alter Kamerad, um Ihrem Ge-

burtstage beizuwohnen," sagte Yvon zum Doctor, während er ihm herzlich die Hände drückte; „und um hieher zu kommen, habe ich Sabine, Sabinon und Sabinette verlassen, — das sind die Namen, welche der fast hundertjährige Logoffin, mein alter Geschützmeister, meiner Enkelin und meiner Urenkelin gegeben hat, denn Du weißt, ich bin Urgroßvater."

„Ja wohl, mein alter Kamerad, und ich hoffe, Du wirst nicht hiebei stehen bleiben."

„Ah! mein Schwiegersohn Onesime, dem Du vor dreißig Jahren das Leben wiedergegeben hast, beauftragt mich, wie immer, ihn bei Dir ins Gedächtniß zurückzurufen . . . Und hier bin ich!"

„Konntest Du bei einer unserer jährlichen Zusammenkünfte fehlen, mein wackerer Yvon? Ich hätte einen von den herrlichen Zornanfällen bekommen, von denen Du einst besessen warst."

Hier unterbrach sich der Doctor, wandte sich an den Domherrn und den Abbé, stellte ihnen Yvon vor und sagte:

„Der Käpitän Cloarek, einer unserer ältesten und berühmtesten Korsaren, der große Held der Brigg der Höllenbrand, welche ihre Streiche am Ende des Kaiserthums vollführt hat."

„Ah! Herr Kapitän," sprach der Domherr, „im Jahre 1812 war ich in Gibraltar, und ich habe die Ehre gehabt, sehr oft Sie und Ihr Korsarenschiff von den Engländern verfluchen zu hören."

„Und wissen Sie, mein lieber Domherr, welcher bewunderungswürdigen Sünde der Kapitän Cloarek seinen Ruhm und die Dienste verdankt, die er Frankreich in den glorreichen Kreuzzügen, welche er gegen die Engländer gemacht, geleistet hat? Ich will es Ihnen sagen, und mein alter Freund wird mich nicht Lügen strafen. Ehre, Triumph, Reichthum, Alles verdankt er dem Zorne."

„Dem Zorne!" rief der Abbé.

„Dem Zorne?" sagte der Domherr.

„Die Wahrheit ist, meine Herren," erwiederte bescheiden Cloarek: „das Wenige, was ich für mein Vaterland gethan habe, verdanke ich meinem unglaublich zornmüthigen Naturell."

„Herr und Madame Michel," meldete der Kammerdiener.

„Die Trägheit," sagte der Doctor zum Domherrn und zum Abbé. Und er näherte sich Florence und ihrem Gatten (ihrem wahren Gatten, denn der Vetter Michel hatte Frau von Lucenay seit dem Tode von Herrn von Lucenay geheirathet, der das Opfer einer Ersteigung des Chimborasso, welche er in Gesellschaft von Valentine versucht, geworden war).

„Ah! Madame," sagte der Doctor Gasterini, indem er Florence artig die Hand küßte, „wie sehr weiß ich Ihnen Dank, daß Sie sich Ihren süßen Gewohnheiten der Trägheit entrissen haben, um sich die Mühe zu machen, zu mir zu kommen, ehe Sie nach Ihrer theuren Einsamkeit in der Provence abreisen!"

„Wie, mein lieber Doctor!" versetzte lachend die junge Frau, „vergessen Sie denn, daß die Trägen zu Allem fähig sind?"

„Selbst zu der unglaublichen Anstrengung, bei einem ihrer besten Freunde zu Mittag zu speisen," fügte Michel, dem Doctor die Hand drückend, bei.

„Und wenn ich bedenke," sagte Gasterini, „wenn ich bedenke, daß man mich vor einigen Jahren befragt hat, ob ich Sie von dieser incurabeln Sünde der Trägheit heilen könnte! Zum Glücke haben mich die Unzulänglichkeit der Wissenschaft und meine tiefe Achtung vor den Gaben des Schöpfers abgehalten, einen Angriff auf die unaussprechliche Gleichgültigkeit zu machen, mit der Sie ausgestattet waren."

Und mit dem Blicke Florence den Abbé Ledoux bezeichnend, fügte er bei:

„Madame, der Herr Abbé Ledoux, den ich Ihnen

vorzustellen die Ehre habe, sieht mich zu dieser Stunde ungefähr für einen Heiden, für einen abscheulichen Götzendiener an. Seien Sie so gut, mich in seinem Geiste wieder zu Ehren zu bringen, indem Sie diesem Heiligen versichern, daß Sie und Ihr Mann aus der tiefsten, unüberwindlichsten Trägheit eine grenzenlose Thätigkeit, eine unglaubliche Energie geschöpft haben, durch welche Sie sich Beide die ehrenvollste Unabhängigkeit gründeten."

„Zur Ehre der Trägheit," antwortete Florence lachend, „zur Ehre der Trägheit, Herr Abbé, bin ich genöthigt, meiner Bescheidenheit und der meines Mannes Gewalt anzuthun und zu gestehen, daß dieser liebe Doctor die Wahrheit spricht."

„Herr Richard!" meldete der Kammerdiener.

„**Der Geiz**," sagte leise der Doctor zum Domherrn und zum Abbé, während der Vater von Louis Richard, dem glücklichen Gatten von Mariette, auf den Arzt zuschritt.

„Sollte dieser Herr Richard der Gründer der in Chaillot eingerichteten Schulen und der daselbst gestifteten und so wunderbar organisirten Zufluchtshäuser sein?" fragte leise der Abbé Herrn Gasterini.

„Er ist es," erwiederte der Doctor. Und er reichte dem Greise die Hand und sagte: „Kommen Sie doch, guter Richard; der Herr Abbé sprach so eben mit mir von Ihnen."

„Von mir, Doctor?"

„Oder, wenn Sie lieber wollen, von Ihren wunderbaren Stiftungen in Chaillot."

„Ah! Doctor," erwiederte der Greis, „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; mein Sohn allein ist der Urheber dieser wohlthätigen Stiftungen."

„Ei! mein guter, vortrefflicher Herr Richard," sagte der Doctor, „wären Sie nicht ein so vollkommener Geiziger gewesen, als Ihr Freund Ramon, hätte

Ihr Sohn können überall Ihren Namen segnen machen, wie er es gethan hat?"

„Was dies betrifft, Doctor, das ist die reine Wahrheit; ich gestehe Ihnen auch, daß kein Tag vergeht, an welchem ich nicht aus diesem Gesichtspunkte Gott danke, daß er mich als den Geizigsten der Menschen geboren werden ließ."

„Und der Freund Ihres Sohnes, der Marquis von Saint-Herem, wie geht es ihm?"

„Er ist gestern mit seiner Frau bei uns gewesen. Das ist die Perle der Ehen. Der Marquis hat uns eingeladen, das Schloß zu besuchen, welches er im Thale von Chevreuse hat bauen lassen. Man sagt, sein Palais in Paris sei nichts gegen diese neuen Herrlichkeiten. Es scheint, es sind dort seit drei Jahren fünfzehnhundert Arbeiter beschäftigt, nicht zu reden von der Terrassirung des Parks, welche allein die Arme von drei bis vier Dörfern in Anspruch genommen hat, und da der Marquis reichlich bezahlt, so begreifen Sie, welchen Wohlstand das in der Umgegend des Schlosses verbreitet hat."

„Sie werden mir also zugestehen: wenn der Oheim des Marquis nicht eben so geizig gewesen wäre, als Sie, so hätte dieser edelmüthige junge Mann nicht so vielen Familien Arbeit geben können."

„Es ist wahr, mein lieber Doctor, es wird auch der Name des heiligen Ramon, wie der Marquis ironisch seinen Oheim hat taufen lassen, im Andenken an diesen großen Geizigen von Allen gesegnet."

„Es ist unbegreiflich," sagte der Domherr, „der Doctor hatte also Recht? Ich bin verwirrt durch das, was ich höre, was ich sehe! Wir werden also mit den sieben Todsünden zu Mittag speisen?"

„Herr Henri David," meldete der Kammerdiener.

Bei diesem Namen wurde die Physiognomie des Doctors ernst; er ging David entgegen, nahm voll Innigkeit seine beiden Hände und sprach:

„Verzeihen Sie, daß ich in Betreff dieser Einladung so dringlich gewesen bin, doch ich habe meinem vortrefflichen Freunde und Schüler, dem Doctor Dufour, der Sie mir empfohlen, versprochen, ich werde es versuchen, Sie während Ihres kurzen Aufenthaltes in Paris zu zerstreuen."

„Und ich fühle das Bedürfniß dieser Zerstreuungen, das versichere ich Sie, mein Herr. Dort ist unser Leben so ruhig, so regelmäßig, daß die Stunden beinahe unbemerkt vergehen, aber hier, verloren in dieser geräuschvollen, großen Stadt, der ich ganz fremd geworden bin, fühle ich mit zuweilen von einer tödtlichen Traurigkeit befallen, und ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie mir eine so angenehme Zerstreuung bereitet haben."

Henri David sprach so zum Doctor, da schlug es sieben Uhr.

Der Domherr gab einen tiefen Seufzer der Befriedigung von sich, als er einen Haushofmeister die zwei Flügel der Thüre des Speisesaales öffnen sah.

XVI.

In dem Augenblick, wo sich alle Gäste des Doctors nach dem Speisesaale wandten, meldete ein Kammerdiener:

„Die Frau Marquise von **Miranda**."

„Die **Unkeuschheit**," flüsterte der Doctor dem Abbé zu. „Ich befürchtete, sie würde uns fehlen."

Dann bot der Doctor Magdalena, welche schöner,

verführerischer als je, den Arm und sagte, indem er sie in den Speisesaal führte:

„Ich fing an, an dem Glücke, das Sie mir verheißen, zu verzweifeln, Frau Marquise. Hören Sie doch! wissen Sie, daß in meinem Alter das Glück, Sie hier zu empfangen, beinahe den Werth eines Rendez-vous hat? Ah! wenn ich nur fünfzig Jahre weniger zählen würde!“

„Ich würde Sie zu meinem Cavalier nehmen, lieber Doctor,“ erwiederte die Marquise lachend wie eine Tolle. „Wir sind also darüber eins, daß wir vor fünfzig Jahren auf das Beste mit einander gestanden haben.“

Wir werden es nicht unternehmen, die Wunder des Speisesaals des Doctors aufzuzählen; wir beschränken uns darauf, daß wir den Speisenzettel des Mittagsmahles anführen, welchen Speisenzettel jeder Gast, in Folge einer zarten Vorsicht, zwischen zwei Dutzend Austern, das eine von Ostende, das andere von Marennes, auf der Serviette fand. Dieser Zettel war auf weißes Satin geschrieben und umrahmt von einer kleinen Einfassung, welche Zweige von ciselirten und grün emaillirten silbernen Blättern bildeten. Jeder Geladene wußte so, welche Summe seines Appetits er für dieses oder jenes Lieblingsgericht in Reserve zu behalten hatte. Fügen wir nur bei: die Tafel und der Speisesaal waren so groß, daß, statt sich jener unbequemen und an einander gepreßten Stühle bedienen zu müssen, welche die Leute nöthigen, wie man zu sagen pflegt, mit den Ellenbogen am Leibe zu essen, jeder Gast, die Füße auf einem weichen Teppich, in einem weiten vortrefflichen Fauteuil saß und allen für die Evolutionen seines Messers und seiner Gabel erforderlichen Raum hatte.

Es folgt hier der Speisenzettel, den der Domherr mit einer zitternden Hand nahm und voll Andacht las:

Speisenzettel des Mittagsmahles *).

Vier Suppen.

„Suppe à la Condé.
„Krebssuppe mit Hühnerbrust.
„Kuskussi-Suppe.
„Kräutersuppe mit Consommé.

Vier Relevés von Fischen.

„Kopfstück vom Stör à la Godard.
„Aalstücke à l'italienne.
„Salm à la Chambord.
„Turbot à la hollandaise.

Vier Assiettes volantes.

„Croquettes a la royale.
„Bouchées mit Krebsschwänzen.
„Gebackene Karpfenmilch à la Orly.
„Pastetchen à la reine.

Vier große Stücke.

„Marinirtes Wildschweinsviertel.
„Ochsenstück (von den salzigen Wiesen) à la cuiller.
„Kalbsviertel à la Monglas.
„Am Spieß gebratenes Hammelsviertel (von den salzigen Wiesen).

---

*) Bei der Uebersetzung dieses Speisenzettels war ich versucht, wie Vatel im Ehrgeiz in der Küche, auszurufen: „Ach! was für eine arme Sprache ist doch die deutsche Sprache!“ Zum Glück bezieht sich dies nur auf die culinarische Wissenschaft, bei der auch die andern Sprachen, wie die englische z. B., sich der französischen Ausdrücke zu bedienen genöthigt sind.
D. Uebers.

Sechzehn Entrées.

„Reh-Escalopes mit Sauce à l'espagnole.
„Lammsfiletts à la Toulouse.
„Filets von jungen Enten mit Orangensauce.
„Hasenbrod mit saurer Sulz.
„Feigendrosseln in Papillottes à la d'Urelle.
„Vol-au-vent à la Nesle.
„Macaroni à la parisienne.
„Warme Ortolanenpastete.
„Filets von Poularde (von Mans) en suprême.
„Schnepfen à la financière.
„Wachteln-Croustades mit der Kruste.
„Kaninchen-Cotelettes à la maréchale.
„Hattereaux von Kalbsbrüschen.
„Feldhühnerklöße à la Richelieu.
„Gansleber in Papierkapseln à la provençale.
„Filets von Regenvögeln à la lyonnaise.

Zwischenspiel.

„Gefrorener Orangenpunsch mit Schlagrahm.

Vier Braten.

„Gespickte Fasane mit Trüffeln.
„Gemästete Hühner mit Speck gebraten.
„Wälscher Hahn mit Trüffeln gefüllt.
„Auerhahn.

Eilf Entremets.

„Cardons mit Ochsenmark.
„Artischockenböden à la napolitaine.
„Champignons auf dem Roste gebraten.
„Perigord-Trüffeln mit Champagner gekocht.
„Weiße Piemont-Trüffeln in feinem Oel.

„Sellerì à la française.
„Hummer in Madeira gekocht.
„Krabben mit indischem Kary.
„Lattich mit Schinken gekocht.
„Spargelspitzchen wie Brokelerbsen bereitet.

Zwei große Stücke.

„Sultane (von gesponnenem Zucker) mit Rosencrême.
„Tempel von Croque-en-bouche mit Pistazien bestreut.

„Glacirte Aprikosen in Kastanienform.
„Ananasgelée mit Früchten garnirt.
„Schlagrahmcrême mit Himbeeren.
„Gepeitschte Gelée mit Marasquin
„Französische Crême mit schwarzem Kaffee.
„Bouchées von Erdbeeren."

Nachdem er diesen Speisenzettel gelesen, stand der Domherr, fortgerissen von der Begeisterung und, wir müssen es gestehen, die Schicklichkeit vergessend, auf, nahm mit einer Hand sein Messer, mit der andern seine Gabel, streckte die Arme aus und sprach mit feierlichem Tone:

„Doctor, ich schwöre, ich werde von Allem essen."

. . . .

Und der Domherr aß von Allem.

Und er blieb bei seinem Appetit.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß die ausgezeichneten Weine, deren Nectargehalt der Domherr schon durch zahlreiche Proben hatte schätzen können, im Ueberflusse kreisten.

Beim Nachtisch erhob sich der Doctor Gasterini, ein Gläschen in Eis abgekühlten Constantia-Wein in der Hand haltend, und sprach:

„Meine Damen, ich will einen höllischen Toast ausbringen, einen Toast so teuflisch, als ob wir freudig unter Verdammten im tiefsten Speisesaal im Reiche Satans bankettirten!“

„Ho! ho! liebenswürdiger Doctor,“ fragte man einstimmig, „was für ein Toast ist das?“

„Den Sieben Todsünden!“ rief der Doctor. „Und nun erlauben Sie mir, Ihnen den Gedanken auseinanderzusetzen, der mir dieser Toast eingibt: ich versprach dem Herrn Abbé Ledoux, welcher das Glück hat, neben der Frau Marquise von Miranda zu sitzen, ich versprach, sage ich, dem Herrn Abbé Ledoux, einem Manne von Geist, von Erfahrung und von Wissen, aber ungläubig, ihm durch Thatsachen, durch Acte die Vortrefflichkeit zu beweisen, welche, in gewissen Fällen und in einem gewissen Maße, die Neigungen, die Instincte, die Leidenschaften, die man die sieben Todsünden nennt, haben können. Das ganze Problem liegt darin, daß man sie vernünftig regelt und den bestmöglichsten Nutzen daraus zieht. Da nun die Frau Herzogin von Senneterre-Maillefort, Madame Florence Michel und die Frau Marquise von Miranda mich längst wohlwollend mit ihrer Freundschaft beehren, da die Herren Richard, Yvon Cloarek und Herr David zu meinen alten und besten Freunden gehören, so habe ich gehofft, für den Sieg der gesunden Ideen werden meine liebenswürdigen Gäste die Gewogenheit haben, mir diese Todsünden, welche ihre, vom Mangel an aller guten Leitung herrührenden, Excesse in völlige Verdammniß gebracht haben, wieder in den vorigen Stand einsetzen und diesen armen Abbé zu ihrer möglichen Nützlichkeit bekehren zu helfen. Er sündigt allerdings nur aus Unwissenheit und Hartnäckigkeit: darum blasphemirt er aber nicht weniger diese bewunderungswürdigen Mittel der Thätigkeit, des Glücks

und des Reichthums, mit denen die unendliche Freigebigkeit des Schöpfers das Geschöpf begabt hat. Da aber nichts reizender ist, als eine Plauderei beim Nachtisch unter Leuten von Geist, so bitte ich inständig, im Interesse unseres unglücklichen Bruders, des Abbé Ledoux, die Repräsentanten dieser verschiedenen Sünden, uns zu sagen, was sie ihnen Alles an Glückseligkeit für sich und die Anderen zu verdanken haben oder gehabt haben."

Einstimmig angenommen, wurde der Vorschlag des Doctor Gasterini mit vollkommener Liebenswürdigkeit und heiterem Ergusse ausgeführt. Henry David allein, der als der Vorletzte sprach, interessirte lebhaft, indem er von den Wundern der Hingebung und des Edelmuths sprach, welche der Neid Frederic Bastien eingeflößt hatte, und er vergoß ein paar süße Thränen, indem er den Tod dieses trefflichen Kindes und den seiner engelischen Mutter erzählte. Zum Glück endigte die Erzählung der Unkeuschheit das Mittagsmahl, und die lebhafte Marquise machte die Gesellschaft viel lachen, als sie von ihrem Abenteuer mit dem Erzherzog sprechend, dessen Flamme sie nie getheilt hatte, sagte, es sei leichter, einen Cardinal-Legaten dahin zu bringen, daß er als Pandur eine Maskerade mitmache, als einen deutschen Prinzen zu der Einsicht zu führen, der Mensch sei für die Freiheit geboren.

„Und dieser Schnee, liebe, schöne Marquise," fragte leise der Doctor nach ihrer Erzählung, „diese Rüstung von Eis, welche Sie so verächtlich gegen die armen Leute macht, die Sie entzündeten, sie ist also noch nicht an so vielen Feuern geschmolzen?"

„Nein, mein guter Doctor," erwiederte auch leise die Marquise mit einem leicht schwermüthigen Lächeln, „die Erinnerung an meinen blonden Erzengel, mein Ideal und meine einzige Liebe, erhält sich so immer frisch und rein im Grunde meines Herzens wie eine Blume unter dem Schnee."

„Und ich hatte Gewissensbisse!" rief der Domherr

im Paroxysmus der Wonne der Verdauung, „ich war so ungläubig, daß ich Gewissensbisse in Betreff meiner Schlemmerei hatte."

„Weit entfernt, Gewissensbisse zu hinterlassen, verleiht ein vortreffliches Mahl im Gegentheil den selbstsüchtigsten Herzen einen Hang zur Wohlthätigkeit," sagte der Doctor; „und wenn ich nicht befürchtete, unser drolliger, lieber Abbé dürfte mir den Bannfluch zuschleudern, so würde ich beifügen, die Schlemmerei könne aus dem Gesichtspunkte der Wohlthätigkeit die glücklichsten Resultate haben."

„Gut!" rief der Abbé die Achseln zuckend, während er ein Gläschen vortreffliche Crême de canelle von Madame Amphour (1788) schlürfte. „Sie haben mir schon so viele Abscheulichkeiten gesagt, daß eine mehr oder weniger . . ."

„Es handelt sich nicht um Chimären, nicht um Utopien, sondern um eine greifbare, heute, morgen ausführbare Thatsache," erwiederte der Doctor, „eine Thatsache, durch welche täglich den Wohlthätigkeitsanstalten von Paris beträchtliche Summen zufließen können. Ist das eine Abscheulichkeit?"

„Sprechen Sie," sagten einstimmig die Gäste. „Sprechen Sie, wir hören."

„Vernehmen Sie, um was es sich handelt," sprach der Arzt, „und ich bedaure, daß mir der Gedanke, den ich gehabt habe, nicht früher gekommen ist. Vor drei Tagen befand ich mich gegen sechs Uhr Abends auf den Boulevards. Von einem erschrecklichen Gußregen überfallen, flüchte ich mich in ein Kaffeehaus, zu einem der besuchtesten Restaurateurs von Paris. Ich speise nie außer dem Hause, doch um mir eine gewisse Haltung zu geben, und um meinen Hang für die Beobachtung zu befriedigen, lasse ich mir einige Gerichte serviren, die ich nicht anrühre, und das Ende des Regens abwartend, unterhalte ich mich damit, daß ich die Speisenden beobachte. Es wäre ein Buch und zwar ein in-

teressantes Buch über die Nuancen hinsichtlich der Sitten, des Charakters und der socialen Lage zu schreiben, welche sich unüberwindlich während der feierlichen Stunde des Mittagsmahles enthüllen. Doch das ist nicht die Frage. Ich machte nur die Bemerkung, daß derjenige Mittagsesser, welcher sich mit einer gleichgültigen, sorgenvollen, hoffärtigen oder verdrießlichen Miene zu Tische gesetzt hatte, nach Maßgabe seines Essens und der Wahl und Vortrefflichkeit der Speisen, einer Art von Seligkeit, von innerer Erschließung nachzugeben schien, welche auf seiner Physiognomie, dem getreuen Spiegel seiner Seele, sich reflectirte und strahlte. An einem der Fenster des Saales sitzend, verfolgte ich meine Mittagsesser bei ihrem Abgange aus dem Kaffeehause; außen stand ein abgezehrtes, zerlumptes Kind, zitternd unter diesem kalten Herbstregen. Nun, meine Freunde, ich sage es zum Lobe der Schlemmer, beinahe keiner von denjenigen, welche vortrefflich gespeist hatten, verweigerte sein Almosen dem schauernden, ausgehungerten, armen kleinen Geschöpfe. Ohne meinen Nebenmenschen zu verleumden, frage ich mich, ob diese Leute nüchtern sich so zur Wohlthätigkeit geneigt gefühlt hätten, und ich möchte beinahe versichern, der arme Bettelknabe würde bei ihrem Eintritt in das Kaffeehaus eine harte Abweisung von der Mehrzahl eben dieser Menschen erfahren haben, die sich bei ihrem Abgange so freigebig gegen ihn zeigten."

„Will uns dieser Heide nicht sagen, die Wohlthätigkeit könne aus der Schlemmerei entstehen?" rief der Abbé Ledoux.

„Um Ihnen hierauf zu antworten, lieber Abbé, müßte ich in eine physiologische Erörterung in Betreff des Einflusses des Physischen auf das Moralische eingehen," erwiederte der Doctor. „Ich sage Ihnen ganz einfach: Nicht wahr, Ihr habt Opferstöcke für die Armen vor den Thüren Eurer Kirchen? Niemand liebt und achtet mehr als ich die Wohlthätigkeit der Gläu-

digen, welche auf dem Vorplatze der heiligen Orte ihre bescheidene oder reiche Gabe niederlegen; doch warum bringt man nicht auch in diesen glänzenden Kaffeehäusern, wohin die Glücklichsten des Tages kommen, um ihre raffinirten Neigungen zu befriedigen, einen Stock von derselben Art an einer sehr in die Augen fallenden Stelle an, mit der einfachen, ach! nur zu bezeichnenden Inschrift: Für diejenigen, welche Hunger haben!"

„Der Doctor hat Recht!" riefen die Gäste, „der Gedanke ist vortrefflich, jedes große Etablissement würde täglich eine schöne Einnahme bringen."

„Und die kleinen Etablissemens auch," erwiederte der Doctor. „Oh! glauben Sie mir, meine Freunde, derjenige, welcher ein bescheidenes Mahl macht, fühlt ebenso wie der reiche Gastronom jene Art von rückwärts schauendem Mitleid, das aus einem befriedigten Bedürfniß oder Vergnügen entsteht, wenn man an diejenigen denkt, welche der Befriedigung dieses Bedürfnisses oder dieses Vergnügens beraubt sind. Ich fasse nun meinen Gedanken kurz zusammen: Wollten alle Eigenthümer von Restaurans und Kaffeehäusern meinen Rath befolgen, sich mit den Mitgliedern der Wohlthätigkeitsanstalten verständigen und an einem in die Augen fallenden Orte ihre Stöcke mit den Worten: Für diejenigen, welche Hunger haben, aufstellen, so bin ich fest überzeugt, daß sie, sei es aus Wohlthätigkeitssinn, sei es aus Stolz, sei es aus Achtung für das Urtheil der Menschen, reichliche Almosen in diese Stöcke regnen sehen würden. Und dann wird der selbstsüchtigste Mensch, der einen Louis d'or oder mehr für sein Mittagsbrod ausgegeben hat, unwillkürlich von einem peinlichen Gefühle, von einer Art von Unlust beim Anblicke der Leidenden ergriffen. Ein freigebiges Almosen würde ihn in seinen eigenen Augen absolviren, und aus dem .gesundheitlichen Gesichtspunkte

würde ihm dieser kleine Act der Wohlthätigkeit die Verdauung wahrhaft köstlich machen."

„Doctor, ich erkläre mich für besiegt," rief der Abbé Ledoux, „ich trinke, wenn nicht auf die Sieben Todsünden im Allgemeinen, doch wenigstens insbesondere auf die Schlemmerei."

Ende der Schlemmerei

und

der sieben Todsünden.

Sue, Eugène,

Die sieben Todsünden

Bd.: 7,1/2

Stuttgart 1852